

Une incroyable façon de nous faire mourir
(Michel Déguay)

Ich lebe doch – sonst wäre nicht Welt, u muss noch hinaus zu den Toten, sie zu wecken u wenden, die im Viehwaggon da, dass sie mal andersrum u ab in die Fabrik entweder oder gleich in den Ofen u leichtbeschwingt durch den Schornstein, sonst wär eine andere Welt. Wie die Strandräuber, warm im Gedärm, von Dankbarkeit so erfüllt. Une incroyable façon de mourir. Und Welt nicht anders, nichts anders als im Sessel u zum Fenster u die blütenlose jetzt Zeit. Schon diese Art zu fragen – man kann's nicht mehr hören, Tanz der Staubpartikel im Licht. Gib dir doch Mühe, Mensch, du Sau, mit den Bässen, beachte die Linie, u wie die Luft tönt hell in der Welt so dünn. Denn die ist Filiale u ich bin die eigene Wunde, in die der Finger. Wie gut, leicht u unglaublich haben die Toten doch reden.

Gemäldegalerie

Nachts u die Zeit lässt dich in Ruh,
das verrückte Pferd. So ist die Welt
manchmal voll von weißen Blüten,
denn das Auge ist nicht perfekt. Und
ist diese Art von Aneignung auch
keine Lösung, dass nachts u einer
meinen Namen irgendwo ruft,
u irgendwer, der aufhorcht, ist
zufällig Ich u hüpfte unter dem Druck
von Wort zu Wort. Der da auf dem Bild,
schon schamvoll bedeckt, dieser Adam,
bin ich u nachts die Schlange bin ich.
War das Paradies u dann dieser Gott,
der sich in die Faust. Denn Erinnerung
wird durch Zukunft bestimmt. Nachts
u leg mich in Laken von Strafen zurecht.
Was sich gleicht in allen Gesichtern,
dann abprallt am Rande des Schlafs.
Die kleine Reizwelt des Geschlechts
u die Schleim- u Gedächtnisspur
verwischen möchtest du, Adam,
das Hirn, das dir über, veröden. Nie
Vater u Mutter. Aber nachts u die Kinder
vertrieben. Die Orte, *da u dort*, wo
die Hunde u wenn kein Lüftchen,
der hohe Pfeifton im Ohr. Totgeküsst
u die Vollkommenheit des Wartens.
Nachts u die Zeit ihre Scherze, unruhig
die Sprache, nichts u zu lachen.

Zur Hölle mit der Freiheit

schreien sie, sobald in der Sprache kocht das Meer
u müdes Abwinken, die Träume suchen das Weite,
wo Dunkles aufgehoben gut u Ausscheidungen nicht
der frühen Jahre überzeugen, obwohl auf der Straße
Boris hüpfst u singt u klacken die Absätze der Frauen.
Du spürst, wie der alte Stein an der Schläfe pulst.
Das ist die winzige Narbe, sichtbar nur, wenn drauf
Schein u Schaum vom Meer. An den Sturz erinnerst
du dich wohl u noch jedes Wort. *Buchstabengenau*,
all die wunderbar undeutlichen Gefühle dieser Zeit.
Lange Pfade im Wald u über die Tasten klacken
die Absätze, die suchen in Träumen das Weite. Aber
Land nirgends in Sicht. Mit diesem Konzept im Kopf
kommst du nicht weiter, obschon du doch frei bist,
neue Konstellationen zu schaffen u hinter jeder Tür
unter Anrufung des HErrn eine andere Suppe zu kochen.
Mit Stein u Wort pochen so. So sollte dies, auf ganz
sanfte Art, ein längeres Gedicht werden, von schwarzen
Flügeln immer wieder geschlagen, wie das eben bei
Strandspaziergängen der Fall ist, die auch mal über
die Grenze führen können nach Haus. Wie kannst
du erwarten, einer sei da, nur für dich, während
Schritte in diesen weiten Räumen wie Stille hallen?
Zur Hölle mit dieser Freiheit. Ach, dass wir alle leben
u kleben daran u furchtbar sind. Die Wunden sind leicht
zu finden, du bietest dein Fleisch u Blut – was hasst du
mehr. *Drum schäme ich mich des Daseins überhaupt*.
Du kannst in dieser Sprache weder in deiner Hütte sprechen.

Lux perpetua

Oder sitze auf meiner Nebelbank weit draußen
gelassen, den Enthusiasmus von keiner Tasse getrübt,
von keinem noch so salzigen Schluck. Will u habe nichts
u nichts dagegen, nichts hier, nirgendwo nichts. Lasse
den Duft von Honig weit strömen über die Zeilen,
alle Wetter, u am Abend die alles bescheißenden Vögel
ins gleißende Meer auch, eisern diese Ration, u wie
es dann endlich u langsam geht in der Sonne rot auf.
Oder schwebe ruhig wie der Geist auf dem Wasser
u in allen Farben, die ich nicht seh. Deutlich so diese Katze,
die sich einschmeichelt, die Zeit. Jetzt springt sie
dir auf den Schoß. Ist Sonne u Wonne. Kaum aber,
auch wenn ich die Bilder abhängte im Haus u den Dolmen
davor abspritzte mit Hochdruck, so dass deutlich das Kreuz,
ändert sich was u rührend beinah, wie der alte Mann
am Fenster immer noch sitzt, rührend im kalten Kaffee,
während himmlisch auf dem blanken Fels oben der Typ
mit den Ziegen. Warum denn nicht mit schöner Stimme?
Frage nicht, hab nichts davon, schweig in dem Ansatz. Hier
ist das Feuer u Meer, eine rosige Glocke, allen läutend.
Jetzt werden die Letzten noch über Felder, Felsen
u in die Fluten gejagt, dann aber kein Mensch mehr,
einsam wie immer. Dies ist so ziemlich u grenzenlos
bis hinüber. Es ist doch eine mächtige Zeit.

Ile d' Ouessant 05, 1

die sichere seite des hauses

eine zerbrochene lieferung vor meiner tür
jetzt ist es endgültig vorbei
das helle tropfen der tage
das südliche geschrei
niedergetrampelt das grüne mädchen im gras
strohhalme zeigen den weg jetzt weht
ein feiner marzipangeruch herüber
man muss nur warten können
und zuhören heisst auch aufnehmen
ohne es wieder auszuspeien
dem anderen vor die füsse
als wir noch glänzten füreinander
erinnerst du dich stillgelegen ohne
lieferungen ganz still im beton
in der beginnenden lichtlosigkeit
liegt alles ganz unbeweglich da ach
wir haben vergessen die himbeerstauden
zu pflanzen an der sicheren seite des
hauses nach der letzten aufbäumung
überflutet mich eine welle der akzeptanz
dann eine welle der sprachlosigkeit
wie ein fisch nur auf und zu klappend
die kiemen über die unsicherheiten
der kontinente hinweg wenig bleibt wenig
die rostigen gräser das lodernde licht
die paar tage vor heute
scheinen schon
wie früher geworden zu sein

nachtarbeit

am frühen morgen wieder etwas stimme
die nachtarbeit war glücklos
74mal das rotlicht überfahren zwischen
den schulterblättern etwas eingeklemmt
steine wie würfel zu boden gefallen
ein schnelles gebet an der letzten kreuzung
müssen flexibel sein also biegsam
40-teilig längst über dem schutzalter
ein paar teile schon verloren
diese grossspurige ähnlichkeit
mit dieser endlos unversöhnlichen erde
zuweilen schwer zu sagen was
biografisches material was echo
gleichzeitig
der stab einer fee hell
in ihrer feinkörnigen konzentration
in ihrer mitte
aufgestöberte makel
ein wunsch ausgelöscht
im park

nirgendwo nirvana

hast dir einen wirbel einschwingen
lassen die zeit gleisst aus dünnen
rissen du blickst ins farn
auf die flüsse die rissigen reliefe
aus angst sind jetzt kugelfest

was dir das licht nimmt wendest du
innwärts an deinem rücken strömt es
wieder aus findest auf deinen bildern
die kindheit noch einmal ein nachspann
wortlos ohne körperbildung

ein vorbestimmter ort

tochter

tausendmal reicht es aus
ich kenne die regeln werde
dir nicht folgen über silberne
hügel durch solarfelder nicht rennen
verblässende bälle in den händen
tausendmal deinen namen rufen
wenn es scheint du treibst im frühling
im bachnassen wirrwarr der ersten blüten
im vom wind geriffelten wasser fort
auf dem handteller
ein paar orangen mädchen

ich kann dich schon warnen

krebse magst du nicht aber
ihr rückzug ist besser als
jeder angriff ihre front härter

ich kann dich schon warnen
ich hab haare an der falschen
stelle und lust musst du haben

liegst du im fieber verqualmt
rote abendsonne bin ich
eine schlechte mutter

ich weiche deine narben
nicht auf und deine flügel
wachsen nicht an mir

pass auf wenn du fortgehst
graben sich im sand dunkle löcher
unter unserem zelt liegen schalen

ich kann dich schon warnen
springböcke sind schneller vom fleck
als sie das ziel wiederfinden

also zieh die leine lang
halte dich geschultert
spähe in die steppe

(Gedichte 3, 4, 5 aus: *Die Kindheit ist eine Libelle*. Lyrikedition 2000)

die engelmacher

für Günter Hofmann

du ziehst die engel mit den augen
an ihren flügeln aus den bäumen.
sie schweben auf dich zurück.
und haben den sommer
mit ihren hölzernen federn getragen.
sie hängen schon lange am leben.
deine zeit ist ihnen gefolgt.
jetzt formt sich ihr leib
an den langsamen tagen.
ihre arme wachsen an deinen fingern
ins licht, das sie halten.
die farben nehmen ihre gestalt an.
du kannst deine blicke
an ihren gesichtern vergleichen.
du änderst sie jeden winter.
du verläßt sie und ihre orte
füllen dich aus.

meer, was ich meine

wind verstreicht den himmel.
die schwalben fliegen tief.
bettbezüge füllen sich den leib.
ein tisch steht neben stühlen
im frisch gekämmten gras.
ich seh den pferden nach,
die sich jetzt kaum bewegen.
möwen lassen ihre schreie fallen.
so still ist es. ich schweig
aus deiner stimme. was sag ich
ohne sie. der wiesenstrauß
an deinem fahrrad welkt.
das zimmer ist zu eng für ihn.
du liegst im sand in seiner regenhaut,
ich will sie trocknen mit den lippen
bis du sie schließt. du weißt schon,
mit den augen, was ich meine.

vertraut

unter der haut des hauses
beginnen worte, die es erzählen.
sie reißt an geräumten zimmern
und in blicken, die sich von fenster

zu fenster spannen. der schnee
fällt dem staub gleich, nachdem
der sommer eine erinnerung ist,
von der niemand mehr spricht.

hätten die augen geduld,
könnten sie seine farbe erkennen.
kein wort fehlt dem schweigen,
hast du gesagt und mich angesehen

mit dem geruch deines lächelns,
den ich mir an den händen bewahre,
und das gesicht in sie halte,
wenn ich mir fremd bin.

groß und still

knietief ragen brückenpfeiler aus dem boden,
durch gestrüpp und junge bäume getrennt.

ihnen wurde die zeit abgenommen. einen ruf
weit stellt sich das haus seiner leere.

der april hängt grüne tücher ins holz.
zwölf tauben, als ich ihnen zu nahe komm,

steigen mit schweren flügeln durch die zweige.
einige brechen. leg zwei federn ins grab,

damit die seele sie trägt, las ich in deinem an
gefangenen brief. solche worte kannten

dein schweigen. wieder hatten sie einen weg
in die breite gezogen. das feuer dafür brannte

wochen. die augen. das haar. deine hand.
ich fühl noch wie sie in meiner liegt, groß

und still, wenn ich dich anseh.

(Gedicht 4 aus: *das langsame ende des schnees*. Rimbaud Verlag)

schlieren

nachts spuren von brandung (von
dampfer von see und gräsern
etc) ein steter teufel tropft
falter ans fenster und

quellwolken: so ein wort fiel
mir nicht ein und der
strand schmilzt durch die maschen
so ein bisschen jahr

ganz blass ganz gelb der
himmel blau ist das
gras und darunter
die sonne die kleine zitrone

treppen

schön treppen
umgehen nimm lieber taue
von fenster zu fenster so
stufen da können dir
welche entgegentreten
nach unten fliehende da
stechen die blicke nadeln
du trägst kein rosa und
nicht rot dazu fällst du
nicht aus dem takt

sommerlich

heut bin ich neidisch auf
dein haar und zähl aus augen
winkeln durch die schatten
meiner wimpern deine kleider
was du an dir trägst was dich
umweht wenn du mal rauskommst
(falls)

heut reib ich meine knöchel auf an
jeder mauer lass ich meine
spur gedanken stehn erkalten wen
wird das umdrehn herbst liegt
in der luft rührt dich das und ob
du blumen magst und sag mal
tanzt du

lichteck

ich wach nachts auf ein lichtetes eck von draußen her
vier kanten und zu meinen füßen liegts erleuchtet
und ich schriebe dir ganz gern aus fremden städten
schrieb ich dir woran man viel zu schnell zu boden
kommt und grund ertaucht dies schrieb ich dir doch
weil kein satz gelb schimmert durch die nacht
und dringend weil nicht leer zu trinken ist und auch
kein stein am grund vom grün und so schlaf ich wieder
einfach mit gesicht ins lichte eck ein heller mond

DAS INNERE ARBORETUM

Schwere, undeutbare Lichter
wie von Norden heranrollende Steine,
Sirenen, die in Kolonnen auftreten,
galoppierende Atemverstöße.

Trojanische Kerzen
auf den zerbissenen Mauern von Ilion,
Nüstern, die Flammen werfen,
funkenschlagende Hufe.

Das Moos der Katzenköpfe,
unersättlich wie Saugschwämme,
gierig nach Feuchtigkeit,
die an Ziegelbränden verdampft.

Zuletzt eine Peitschenkohorte
verzögerter Blitzkaskaden.
Niagarafälle, sturzweise,
über atomisierter Akropolis.

GLÜCKLOSE OBJEKTE in entfärbter Landschaft,
etwa Baumgruppen, die von geborstenen Eisenzäunen
zusammengehalten werden, aber auch rostige
Eisenbäume, die schräg aus der Erde ragen
wie Hilfeschreie erstarrter Kompaßnadeln
oder Wetterfahnen eines windarmen Planeten,
vom Himmel gefallen und in die Wiese gebohrt.
Eine Wiese, auf der die Gräser Eiskristalle ausschwitzen,
umgürtet von dürrem Gehölz und gedrungenen Schornsteinen,
die zu niemals zu Ende gebauten Fabriken gehören,
vor dem Hafenbecken, das nie ein Schiff angesteuert
und das nie eins verlassen hat. Hier irren die Augen,
vergebens nach einem Halt suchend, über die Ebene,
wo ein weit entfernt durchs Gelände schnürender
schwarzer Köter auf den allgegenwärtigen Feind stößt.

RON WINKLER

Gizeh mon amour

für Christiane Wohlrab

die Pyramiden scheinen
einem Lehrbuch über Ästhetik entnommen.
fliegende Händler bieten Begriffe
zur Bewältigung ihrer Schönheit an.
die Hieroglyphe für Stoizismus
muss ein Kamel sein.
zwangsläufig erliegt man nach kurzer Zeit
der Heliopunktur der Sonne.
für andere alte Götter ist Entree
zu entrichten. die Sphinx
vermittelt möglicherweise
ein ganz falsches Bild.

vor Insel 35

für A. P.

das Meer ist makellos aufgewühlt.
es hätte eine aufregendere Bezeichnung verdient.
der Wind macht im Moment eine pädagogische Phase durch.
die Bäume biegen sich zu absoluten Metaphern.
die Klagemauer des Möwengesangs
lässt dahinter eine ganze Klagesiedlung vermuten.
das Konzept der Brandung findet wahrscheinlich
besonderen Anklang bei Adventisten.
je länger man schaut, desto schaumiger wird es.
aber das lässt sich so schlecht beweisen
wie die Verwandtschaft von See-
Anemonen und Animositäten.

surrounding Schnee

für J. S., R. H. und M. R.

wir lieben diese kalte fraktale Grammatik.

das feingliedrige Taumeln des Schnees in der Luft.

das komplexe Tänzeln des feingliedrigen Schnees
in der Atmosphäre.

das Neuland vor den white boxes unserer Augen.
das die Vereinfachung der Umgebung ist.

wir lieben diese lautlosen Hufe des Anfangs
von *es liegt Schnee*.

wir lieben diese komplizierten Intensivstationen
eines besonderen Klimas.

ihre unaufdringliche Kompliziertheit.

die Anschaulichkeit von *spezifisches Ungleichgewicht*.

wir lieben die sich selbst beweisende Turbulenz.

und die Erscheinung an sich (als Erinnerung
an diese Erscheinung).

vorsichtig lieben wir das friedliche *overbombing*.

und später den schleichenden Konstruktivismus
eines weißen Sanskrits auf den Dingen.

war der tisch, war der stuhl, saß ein kind
in der küche und aß, war es still auf dem flur,
ging niemand herum und zählte die eigenen
schritte, das fensterkreuz weißer als sonst
gegen abend, durchschnitten den hof kleine
tiere im flug und der staub lag am glas und
ein kind war sehr still und etwas, das einfiel
im schlag, das heiß war im grund und sich
dunkelte, aufschlug, ein kind riss die augen
weit auf und konnte, es konnte nichts finden.

im sommer sitzen die alten

die füße am leib und halten den koffer sehr fest.
darin sind: gespartes in folie, der goldschmuck
von mutter, drei fotos, zwei briefe, der pass.
nur die alten sitzen auf tischen im dunkel, wenn wind
sich auflädt, und zählen die zeit zwischen donner und blitz
und sitzen die alten und sagen kein wort

Vergeuden, den Tag

was immer du tust, tu es
ins frohe Vergessen:
alles das blüht ohne Gedächtnis

(sieh den wilden Thymian
in der Lendengegend einer vorprovenzalischen Nacht)

da ist kein Hafen im Hafen
nur der Tau und die Taue

there is no longer no longer

da ist nicht länger
die Haltbarkeitsplakette eines Schwertfisches
in einem Laden für Meeresbedarf

how deep is the ocean
(an einer unklaren Stelle
wo der Text nicht ganz dicht
und der Dichter die Hirnwurst)

ich bin mit den Verlusten fremd
gegangen an die Reede, wo dies verrückte
Vorzurück wie ein Taxigaul wieherte

was du nicht läßt, laß es
ins frohe Entrücken

die Vergesslichkeit einer Straßenecke
die ich war

als du vor der Eisdiele:
ein Sitzriese mit Waldmeister

der gnostische Wurm, der Glüh
Faden einer Laternenkolonie

zähle mich zu den Beeren
zähle mich zu den Quitten

Mache mich flitter
vor flatterndem Amselgewand

Haltestelle

die Nacht ist ein zweischneidiges Kleid
das ich dir geliehen habe, Susmet
damit du im Regen wandeln kannst
wie ein Feuersalamander auf nem Trip

dieser rauschende Mantel, der sich dir kredenzt hat
als eine Tagesmutter für ein paar Stunden
(eine meskaline Tagesmutter für den kurzen Rausch
von Sekunden)

die Bahnen fahren durch den Fleisch
Ersatz der Städte, in die Bahnen
deines Fleisches (Versatz)

während im Halbstundentakt die Party
Gäste reanimiert werden, *tanze Samba
mit mir, Samba Samba*

todo bien tirilieren die dunklen Tiki
Mädchen in ihr Motorola-Gesangbuch
daß auch sie in ihrem Körper gefangen
(als Anordnungen einer Unordnung)
daß auch sie Verliese aus zu Schwüren gewordenen
Substanzen, in denen das Gähnen u. das Bargaining
einer posttraumatischen Epoche

(daß die Liebe ein Straßenköter
mit Leuchtweste u. Pilgerhut
daß die Liebe ein Taschenspieler
Trick, der dir das Herz gestohlen ...)

wenn die Seele nach Hause torkelt
gegen vier Uhr früh, telefoniert der Körper
ihr hinterher, bon voyages

es gibt da keine Verbindung, alles ist irgendwie
"zur Zeit nicht erreichbar"

wenn in Santiago die Sonne sinkt
mach ich das Ding aus dem Schlaf

und du liegst auf dem Kirschparkett
mit deinem Leihteil und einer Sylvia Plath
Langspielplatte:

My boy, it's your last resort.

Will you marry it, marry it, marry it.

(aus: *Vergeuden, den Tag*. kookbooks, Herbst 2006)

Für die Länge einer Zigarette

erzählst Du mir von Deiner Einsamkeit,
denkst, Du löst Dich auf +
ich sage Dir,
es ist nur eine Störung im Gehirn,
aber auch die Ärzte seien ratlos,
angesichts dieser Jonglage bunter Pillen
wie auf dem Jahrmarkt.
Da helfe wohl nur Psychochirurgie, Kettensäge oder –
Karussell.

Auf der Kirmes kaufe ich dann Knallteufel
gegen den Dorfgeist +
zerschieße kleine Plastiksterne
an ihren metallisch scheppernden Kugelschalen aufgehängt,
diese Sphären aus Kristall in einer Westernwelt +
unterm Dorfhimmel die Dönerbuden +
Pilzsud, der nach Bullensperma riecht.

Abends der Dorftrottel Dieter Roth im Fernsehen,
spielt sich blöd sympathisch auf, der Besoffene
mit seinen Gammelskulpturen und Biergedichten.

Gestern noch schob ich einem alten, röchelnden Herrn
eine dünne Röhre in den Arm +
schloss mit einer neurotischen Beklemmung die Tür
... das stille Verbluten, das ihm allein gelassen wiederfuhr
so schnöde zu zerfließen ...

Alle sagen, es seien nur Knutschflecke,
aber ich sage Dir: das ist der Tod
tausender kleiner Korpuskel,
kurz, das Ende der Miniaturwelt,
Verscheiden des kleinen Dorfes am Rande der Welt,
dass ihr bekämpft mit eurer städtischen Tinktur aus Heparin +
Fieberkrämpfen.

Wenn ich noch einen von denen erlebe,
die sich angesichts einer Halbseitenlähmung
über Hämatome beklagen, ramme ich ihm eine Kanüle in den Schädel +
saugte daran wie an einer Kokosfrucht.

Als ich seinerzeit Knallteufel kaufte, zündelte ich auch an Ameisen
herum +
stach mit Nadeln in die Voodoo puppe meiner Lehrerin,
dieser alten Moschushexe
über den Logarithmen zeigte ich ihr,
was man Nachbluten nennt.
Durch den Druck auf einen Gummiball schoß ihr
das wässrige Kunstblut aus den Schläuchen.
Ich erledigte das ohnehin tablettenzermürbte
Wrack durch aufgesparte Sylvesterböller
Güteklasse D,
sprengte ihr das Hühnerknochenkorsett, die Drahtschlingen
ließen nurmehr eine Reliquie über, die ich in einer Homa-Gold
Schachtel feierlich zu Grabe trug.

Ich erinnere mich noch genau an den Schreck, als die alte
Schachtel nach Ferienende tatsächlich verspätet zum Unterricht
erschien, ihre halonierten Augen schienen dem Tode wahrlich
einen Schritt näher gerückt.

diese möwendämmerung mitten
am tag
was alles in einen
brustkorb geht
das gewendete blatt und
die zeit
eine gebärde
mit dem rücken aus dem gesicht
nur ein augenblick immer ein ruf
nach wärme und haut

unerhört

eine flamme im ohr
ein zuckender ton
schwache zündung den handlauf
entlang dachbordüren

dabei haben wir immer den garten
beseelt immer
eine scheibe glas zwischen den
worten und
immer im
kreis der
gedächtnislose schlaf aus
der schubhaft ein
schürzenfest

die welt
ankert nicht

wenn schneemoos um
den brunnenschwängel
wächst
nimm deine füße mit auf

die laubahn und
schlage deine gesichter
auf eines
und noch
eins darunter
die luft

zuhören
sagt sie und
sehen

wird ein
blaudichter sommer

wenn ruder
die erfundene nacht aus
dem wasser schlagen –

menschen im boot
als kalte risse vor
dem echo versiegender
kathedralen –

ein rabe wartet auf
die fütterung des
propheten und
verändert die
metrik des windes

die stadt dreht
sich nicht
um

jeder neue
augenblick weiß
wie weit du
noch kommst

austausch

für J.B.

deine sprache
mein land

an den
rändern
treibt mir
dein land
in die augen

deine stimme
ein tausendfarbiger lebenszug
ostwärts

randlos
deine sprache
übersetzt in
die meine

meine sprache
in deiner
eine holprige strasse
klippe
nachhall
naht
des erinnerns

einander
aufbruch
ins offene
wort

Aus Papier

den Sommer über ausgewichen
ein okkupierter Ort im Garten
im Winter holten wir
dann das Wespennest
aus dem Baum ein
papiernes Gehäuse zwischen
den Ästen leer und leicht
zu tragen eine Arbeit
ohne Verdienst aber Kunst
hielt so lange es halten mußte

Im Radio

sah sie in der Küche tanzen
zwischen Herd und Tisch
er war im Unterhemd die
Hosenbeine aufgeschoben
vom Garten draußen
sie barfuß mit der Schürze
überm Kleid lose der
Kamm in den Haaren
sah sie tanzen und hörte
das Radio sein grünes Auge
leuchtete und sie sang
sang mit bis an den Stuhl
der laut fiel neben ihnen
sie lachten und sie hielten sich
und drehten sich noch einmal
umeinander und sahen
in der Tür das Kind

Wo wir waren

für den vergessenen
Mantel, die Asche im
Kamin, kehren wir
zurück in die alten

Gespräche, die Gardine
am Fenster, hinter der
sich die Katze verkriecht
(sie ist die, die Bescheid weiß)

mir fehlte der Mut,
die Wut, ich ließ alles
bleiben

laß uns das noch einmal
übersetzen in ein anderes
Leben

(Gedicht 3 aus: *Mit der Hand auf der Schulter*. Eric van der Wal, Bergen)

JÜRGEN NENDZA

SCHWIRRFLUG, darin dein Blick
sich dreht und dehnt und zuckt

auf diesem tagaktiven Flügelschimmer:
dein Kleid fließt von der Haut zurück

ins Zimmer langgezogener Vokale
mit Schleifen ohne Anfang, Ende.

Flatternd und zerbrechlich, zwischen Laut
und Licht wölbt sich dein Horizont

ins Blutgefäß: Barfüßig am Fensterflügel
stehen wir. Kondens tropft ab,

die Speichelproben einer Nacht.
Dein Flüstern steckst du mir

ins Haar, eine Spange
für getrennte Wege.

DEIN KOPFBAUM unter Gummiabrieb,
Teer: Der Straßename weist dich ein

in neue Fensterfront, Facettenauge. Ein gelbes
Klebband an der Küchendecke, darauf die Fliegen,
Blindenschrift. Ein schwebendes Verfahren: der Himmel,

alte Kinderkritzelei, und an der Pappelschnur
der Wind zieht fort den Schatten deiner Hand

beim Schreiben. Die Vorgärten, der frische Schnitt,
Schauplatz und Prozesse: Ein Zittern treibt dich aus
auf einer Spur von Sägemehl. Die nächste Zufahrt schon

trennt ab das Bild von der Empfindung.

WINTER, DIE KÄLTE, DAS HOLZ. Schwieriger
werden die Türen. Von der sommerlichen Geographie
unserer Körper morgens dieser Beweis:

lachige Flecken, geschlossene Kreise. Die Tischdecke
entwickelt, eine sich fortsetzende Korrespondenz
im langen Atem alter Motive. Hier

ihr Scheitern, die Standpunkte
der Gläser zwischen verschütteter Wut,
und immer verschwindet die Vielfalt im Augenblick

einer Perspektive. Unser schattiges Fresko
aus Rotwein also. In seiner Grundierung
deine Stimme, die noch einmal, hell

vor Erwartung, hochsirt aus den Verstecken
der Sätze: Das Schiff in deinen Augen
passiert das Weiß, und ich sehe wieder Sand

durch deine Finger gleiten, wie ein Gespräch,
das sich darin gefällt, Klarheit zu suchen.
Nun dieses Frühstück im Winter,

ein Gemälde vergeblicher Wäsche.

WIE EIN LUFTSCHIFF zieht plötzlich Küstengeruch
über das Haus: Eine kleine Verschiebung

in Faltungsvorgänge. Unter uns
Fluten, Sedimente. Darüber verrutscht dein Kleid,

die Stoffbahn gegen die Laufrichtung gespannt,
getrennt unser Raum: jedes Wort

versetzt uns, verallgemeinert,
was du nicht sagen kannst. Aber es bleibt

dieser Geruch: Die Küste gibt nicht auf,
erscheint im Oberlicht über der Tür: erzählt,

daß die Liebe Wanderdüne sei,
vom Wind gezäumt

ins parzellierte
Aber.

(Gedicht 3, 4 aus: *Haut und Serpentine*. Verlag Landpresse)

BUKOLIK *Coda*

Von fernher – die Halden hielten wir
den stopften in den Apparat wir
den blickten wir bergauf, die Halde nahmen
wir – sahen auf zum General –

von unbekanntem Grillenflügen
den ungewohnten Knopfkopfdrücken
(Blitze fielen) – die Alben gaben später nach
es gab beim Blättern die Alpen wieder

Benzinkanister, morsche Plastik, Teller Pappe –
die wir das Marterhorn bestiegen –
und uns an Schnürohren zogen – bis
die ... „Mutter“ ... uns zum Essen riefen.

GEDICHT „ABEND ODER HERBST“

AMSEL/ DROSSEL/ *funk und star* Zitatenkammer
Zu der nacht jeger HIMMEL plus böses gespenster
Wozu es Webschiffchen unter in den Teppich kehrt?
Was Wind sich im Wind solch Häuser föhnen!

Von Gebein *fassaden* ihre Schädel solch erstöhnend
Das *spaltet ton* jener drogensüchtiges Halzburg?
Kummerkonserven wie sie eintauscht das Gekrakel
Und *goldwärmetauscher* schliesst Nacht am *arm*

Von zarten Georg auch das geht klar mit dem grünen
Punkt und goldig von der Hand *richtung unterstadt*
Der abgekauten Schreibstiftstummel *Schnabel der Rock*
Was Konfirmanden anzieht Mansardenkonserven

Wie die *nacht eintaucht* ihr Gekrakel gegen die *nadel*
Sorgen *pulse* und atonale Konzerttortenstückchen
Für *Boschhammer/ Steinsäge/ Motorrad/ hochfrisierte*
Autoradio, Traktate *maut* ist Herbst geworden klar

Uns auch *graue stars* Retinaschwester der abgekauten
Schreibmaschine von innen dämmern zermorschte
Wattebäusche *gegen stirne* „horchte specht von droben?“
aus erhitzten Wipfeln vom Löffel klopfte?

schaun!

DEUTSCHE TERRASSE (SUCHBILD 2)

Werbeeunterbrrrreeechchhuung! Asseln heftig dies GELÄNDE, nur echt mit neueren Reifen, unablässig ihre Profile zureiten – wozu sachlich die Stimme schwebt: links&rechts über der Terrasse: „*Sie sind versichert*“ –

und durchjagen durch den Windkanal; am Streckenrand bleiben stehn mit winzigkleinen Fahnen überm Kopf, Ameisen winkend, aufm andern Sender dieselben Fühler taktisch schaukelnd zur Musik im nächsten Video

zapp!:

sehr viele Pferdestärken, Cockpitsicht: an der Bande weiter auf der Fernbedienung rasen, schalten in den Graben: wo die Heldensynchronstimmen, „*Ich krieg dich Achill!*“ in neueren Körpern aus den Boxen schlüpfen, *Feuer!*

Kreuzfeuer! in allen Richtungen gegen eine übermächtige Armee von Asseln: „*Hören Sie die Nachrichten?!*“ — so prasselnd beschreiben Garben die Terrasse; Kreuzfahrer in Kippenkrümelregen, als wär das Drinnen Draussen,

der TiWi die ganze Welt. Da, was die Welt *Senderstörung* ...im Innersten... und steht alles, so werden Scipio&Co über Wüste auf den Sandalen- und Terrassenfilm gelaufen kommen, Phalanx oder Panzer – *schmeiss'n Grill an!* –

zünd dir eine Kippe an!; denn Karthagos Schneckenkombo ist ganz sachte auf dem Weg zur Küste deiner Wohnung; *gib Gas! ist kurz vor Schluss*, vor der nächsten Unterbrechung knapp bevor, wuchtigere Laser, Natur übernimmt;

tritt drauf! entkomm deinen pflanzlichen Feinden, warte auf wenn nachts dieser Mond mit prächtigen Kratern (rechts oben im Bild) seine 0190-Nummern wiederholt!

WAFFENKAM. HÖRBEISPIEL

Kopfhörer mit vorgeheizter Lundte, reich verziert,
kaum hörbar sachten *Soundeffekten* von Disc;

Schwanenhals – ein Niesen, das wird der Pfeffer
gleicher Farbe, der von der Geschichte, sein –

der, aufs Täfelchen gestreut, gleich bei der Vitrine
aus den Bleiarchiven kommt: schwarzes Pulver

ins Rohr gestreut und prasselt aus dem Pfefferglas,
dies ein Pulverschnabel, *repeat*: Schwanenhals:

eine hirschengerechte Büchse aus dem „allerletzten
Krieg“, aus dem die Würze allen Übels hörbar

laut Schlachtengemälde auf den Ohren Kinderhände
per Laiensprecher aus dem *Vogel rokoko* knallt;

wozu das, mit vorgeheiztem Lauf und schönem Griff,
abgefeuert wird und würde. Käm drauf an damit zu würzen.

All colours will agree in the dark

ein belichtetes gedicht

I

dunkel wird es in der stadt
nie ganz
immer ist da noch eine
tagspur übrig wie ein rest
etwas wonach sich jetzt keiner
mehr unbedingt umdrehen muss weil
die temperatur von erwartungen
mit jeder minute absinkt jetzt
wagen sich die geisterbäume in die gezirkelte
landschaft winken mit der müdigkeit
von fremden deren atem voller
abenteuer ist die wiesen scheinen
wie seltsame wasser
rufen in wellenschlägen nach
empfindsamen sohlen jetzt
wäre selbst in der stadt etwas wie
stille möglich doch dunkel wird es
nie ganz und es ist immer ein rauschen
über den dingen die aggregate
summen zaubersprüche in die leeren straßen
streuen kühle lichtpartikel über die
entladerampen heben begrenzungen
aus dem grund vergolden
den mächtigen brückenpfeiler
es ist ein trauriges märchen
in diesem licht ohne mauersegler ohne trügerisches
rot ohne bordeaux *all colours will agree in the dark*
das klingt als würden sie einander
an den fingern fassen um sich der
landschaft zu bemächtigen sie zu trösten
diese landschaft die keine landschaft

mehr ist eher: ein gelände
ein gelände der abwesenheit eine
gigantische bühne ohne akteure über die der
rauch wie giftige zuckerwatte aus den essen
weht *all colours will agree* es wäre ein grau ein
silber vielleicht ein
unentschiedener ton voller ruhe
aber sie teilen sich in ein
bitteres grün ein hämisches violett ein frostiges
blau nur ab und zu gießt sich tröstliches
gelb wie honig zwischen die wände ein sog ein
augentunnel für die heimkehrer die in den
turmhäusern wohnen in denen man den satz
mit den katzen sagt wenn man das licht meint
oder die nacht diesen satz der die gegenwart
der tiere auf den straßen ebenso ausschließt wie
die möglichkeit von landschaften nachts
im gelände

II

in den turmhäusern warten akteure und
statisten auf ihren einsatz den morgens
die sonne gibt ein signal zur belebung
der szenerie: *lumiere selas svet*
svatlos feny svetloba luz light ales-resch svetlosti
licht lumen light lumiere svet selas feny ...
dann schweigen auch die
blinkenden lichter das tränenauge der
kühltruhe das müde gesicht einer elektrischen
zahnbürste das tröstliche hell eines
verlassenen fensters der bildschirm
an dem ein dichter die spur
einer katze ins dunkel verfolgt ...

all colours will agree in the dark
nachts sind die katzen grau die sich
nicht aus dem schatten wagen nachts
hat das wort licht
ein anderes gewicht nachts ist es
eine leistung ein produkt
ein schattenwort von gedämpftem klang
ein augenanker der das gelände
an der landschaft hält: *selas alef-rech*
svetlosti lumen luz svet light feny licht
sviesos lumiere selas ...

ein mantel der die vergänglichkeit
der dinge zu verschweigen sucht
wie das lachen am grab eines freundes
dessen abwesenheit

weißes papier

weißes papier & zwei stifte
vier augen geschlossen: ein bild.
so ist das / sagst du / mit uns.

ich vermesse mit ausgestreckten armen
wie weit dein fuß schritt hält: zähle sieben
berge & tälertiefe augenblicke / warte / warte

was worte wiegen & nichts auf
bemale blätter sind wir
so ist das / sage ich / mit uns.

unter dem halben mond

unter dem halben mond
wogt ein ganzes meer in deiner brust
& ebbt tageinwärts / seesterne sinken
von schlecht geschminkten firmamenten
/ landauswärts erliegt ein schwach beseeltes
segelschiff der straßenstaubgisch / weltzitate
gefrachtet / in immergleichen farben: trist
/ und trist / und trist. eine sepiastörung.

in diesen räumen nur SCHWARZLICHT:
man sieht sich noch flackern im dunst

ist jedes hemd hier wie die reihen der zähne
eine eiphanie die von einem strahlenden weiß

das stotterlicht stellt die figuren wechselnd
in den schatten: hinters licht geführte

gespräche blitzen auf und warten hier
auf eine wiederholung: was du gesagt hast

war schließlich nicht mehr zu verstehn im gewittern
von stimmen strömen und gläsern: also lauter

kurze sätze ellipsen im zweifel
spielen wir eine pantomime im schwarzlicht-

theater und setzen uns fort nach einer
unterbrechung in der wechselrede von blick und schnitt

IM SCHLAF BEISST DU den tag fest
auf die zähne und mahlst die nächte
zu je einzelnen sekunden die im ticken
des weckers im knacken des kiefers

verwittern während du noch kaust ohne
zu schlucken und noch nächtens nagst an
allerlei gestrigem: an die knochen gehende
geschichten von vater von mutter vom rande

knacken die kiefern und nehmen den schlaf
auseinander das holz von dem es heißt
es arbeite nachts während du dich drehst
gibt das bett etwas nach im knirschen

reibst du den schmelz von den träumen
und du erwachst im mund noch
einen beigeschmack von holz: von kiefer

IN DEN GESICHTERN die skizze eines jeweiligen traums
in dem man sich trifft mit glück und vergißt
an eine berührung der körper die nahe liegen

ein nebeneinander im schlaf: diese körpergemeinschaft
im bett eine schnittmenge von kurzem wachen und parallelen
blicken unter vier augen schlafen wir ohne ein wort

ein flüchtiges relief in die decken und drücken uns
ab in die laken: eine leinwand
für die geschichte der nacht über uns

die sich verdunkelt und lichtet
mit dem schütteln der wäsche
dem wechseln der bezüge

am morgen

ERSTE UND LETZTE ZEILE: bordsteine
am rand und flüchtige schienen im straßennaß

dazwischen ein bildbruch provoziert
die klirrende kälte im wind

geraten die metaphern schief
der schneelose winter –

ein unbestelltes feld der witterung
ein undeutliches wetter alles

nur abgebrochene versuche
eine jahreszeit zu beschreiben

an den rändern die ausläufer
eines tiefs – die eisheiligen:

ein kollektiv kalter tage das drängt sich
in den folgemonat der frost

hat seine bildsprache: eine plane
glashaut über den versen

legt den regen einen film auf eis
und alle zeichen stehen

auf stumm

(ERSTE UND LETZTE ZEILE aus: *zeit aus der karte*. Rimbaud Verlag)

Ja, der Sommer
hat auch seine Tücken

Werd nich frech
Sag ich, sonst

Vergeß ich mich
Noch und errate

Deine 6-stellige
PIN. Errata:

Die Flex denkt
Weiter laut

Nach der Feier
Ist Abend

Kein Ende und
Morgen

Kein Anfang
Im Kreiß

Saal sägt ein
Säugling Laub

Seine Mutter
Saugt

Fest unter dem
Heißen Kittel

Knittert die
Scham

Wolle, Wolken
Schwarze

Schafe
Ziehen vor

Hang auf
Zum großen

Donner
Wetter aus

Sicht der Insekten
Knallt der Sekt

Korke zu laut
Auf dem Balkon

Fliegen
Die Fetzen

Biegt sich der
Balken vor

Lachen
Am Boden

Die Lache
Zu feucht

Fröhlich zu
Laut

Malerisch
Fiele jetzt

Schnee
Würde alles

Verstummen
Und das Laken

Wieder weiß
Der Himmel.

Weßling, 2006

Zu verkaufen

*Man beschließt Abreisen
in eine andere Zone.*

Karl Krolow

Auch das geschlossene
Fenster hält nicht

Dicht, die Küste
Fegt ein redseliger

Wind. Wir wechseln
Worte, z. B. über

Den Salzgehalt
Der Luft oder

Pasteten von Enten
Leber. Wer streichelt

Unser tägliches
Brot so sanft

Besingt das Radio
Die Liebe in allen

Lagen. Bitte zieh
Den Stecker und

Häng das Schild
Raus.

Theuville (Normandie), 2005

(Gedicht 2 aus: *Im Glas tickt der Sand*. edition lichtung 2006)

nachricht vom fischer

ich bin auf dem grund allein.
Hans M. Enzensberger

draußen, im wackligen kahn, pfeife
stopfend, hält der fischer den wagemutigen ausblick
auf die rauhen klippen, das sandige herz
der äonen: los sagt mir
weshalb ich hier steh wie doof
mit der pfeife im maul,
vor der kalkigen wand:

es zischt so schön die glut
im holzgestell, in der hand wie ein
schmiergelstein. die alten aufgaben
habe ich drangegeben.
folgt mir! gebt auch ihr
alles dran!
lasst uns die rollen tauschen, schon lange
angle ich keinen fisch mehr:

um mich das wütende meer
will schallende vergeltung, ich spür's, und vor mir
peitschen die massen die reiling; deshalb
raune ich von immer neuem,
raune in die rostige sprechbüchse:

sos! sos! auf öl gestoßen! ich wiederhole: öl
gluckgluck viel öl gefunden, ja!, tatsächlich!
kommt hinaus, ihr alle
bis an den schilfrand der riffe
wie ihr sie zurückgelassen habt.

es ist ganz ganz wichtig,
dass alle kommen!
piep piep –
piebibiepiep –
piep –

euroschneise, kuttelsuppe. feld. gedenken.

nahe der böschung, & nur wein wurf
vom wasser, vom über die jahre
der heruntergekommenen binnenfahrt
verschlammten wasser: hier
klang einst das gelbe lied, das sagte: dort
sind frucht & bare felder, brücken,
über die kein mensch gegangen
ist seit jahr & tag. von slubice
weht mittagsduft von kuttelsuppe &
der atem schmeckt danach, nach
birke, aue, heideland von jenen
dadrüben wiesenden kühen...strecken
das ewige schwarzweiß
ihrer trägen hälse richtung gras,
saftigem gras, allzu gesättigt.
& wie sie sich am dung ins erdreich
würgen & begiften, frohen muts.

Sängerin an der Lampe

(aus: Natzmer, Lebensgeheimnisse der Natur, 1952)

im darm gewisser vögel,
der name tut hier nichts zur sache,
lebt der parasit, die eier
kommen mit dem kot in
schnecken. in diesen
wächst der keim zum schlauch,
geschlechtsreif
schleichen sich die schläuche dann
ins schneckenhaupt, von dort
falln sie über die fühler, die,
gezwungen von den
eingedrungenen schläuchen, schlängeln
auf dem schneckenhaupt. Das
aber lockt die vögel,
der schnecke bei lebendigem leib
das fühlerfleisch vom kopf zu reißen.
so kommt der parasit zurück und wieder
in den vogel heim. und immer wieder
wachsen schneckenfühler nach und immer
locken sie und immer
reißt der vogel sie vom kopf. gesetz
of life am beispiel wespe. sprengt
(zang zwang) die kiefern der fremdlarve, legt
ihre eier ab, ins fleisch
die jungen, die wespen
fitten sich am leib des wirts und
survivaln. ein schmarotzer der
heuschrecke treibt,
wenn er schlüpfen will,
den sterbenden wirt
ins wasser: wohin

der besiedelte wirt nicht will,
aber der schmarotzer.
fit for lageplan des saug
wurms: mit einem afterlosen
darmtrakt ausgestattet, der
am grund des vorn
befindlich muskulösen mund-
saugnapfs startet und mit einem darm-
sack dicht dahinter
endet. saugnapf, mund
und darm verrichten
arbeit nach art der pumpen.
der bewegungsapparat des plattwurms
verfügt über einen hautmuskel-
schlauch mit einer außen
angeordneten lage
von ringmuskelfasern tiefer
in den körper hinein versenkt
durchziehn quer verlegte
muskelfasern den leib.
dies verleiht den plattwürmern
die beweglichkeit einer menschlichen zunge.
der darm, soweit vorhanden,
ist nicht durchgängig. er
besitzt nur eine Öffnung,
den mund.

(Herders Lexikon, 1949)

fototapete fotowald-

im lichtloch heiligenaddition klammeroben

das heißt: höllentiere und der mengenengel

menge zueinander gezählt der gitter

fenster knochengatter ins lichtloch gelöst

Ergebnis Ecclesia

doch sind die augen gebunden

der kelch, den sie in händen und

die hände gebrochen gelände geteilt:

fraktal im lichtbild fotowald

teilstrich bruchzahl

oben landschaft unten landschaft

im zähler wolkenandeutung

(Sammarei, 2005)

angedeutet eingerückt aufgesetzt,
schwarzer Rand.

Von der Chorwand ist die Tafel in der Heimatpflege katalogisiert datiert –
erscheint das Gnadenbild im Wolkenkranz.

Steckt die Tat im Lichtloch. Vater Mutter Kind. Dargestellt ein Tisch,
an dem Doktorn mit

Hammer, Keil dem Kind

den Finger nehmen. Links und rechts

des Elternpaares Würdeformel Frack zur Weste, Tuch und Kleid, die
Haube aus Pelz. Aufs Gnadenbild genagelt ist

der abgenommne Daumen, der Eltern Händepaar gefaltet, eine Schrift
Ex Voto und ein Datum.

Das steht drunter.

kein flieder, kein magnolienstrauch. der weg ist
nur mehr schwach beleuchtet. hin und wieder steht
ein stern, davor sich eine wolke schiebt, als richtung

als gegebenheit vor augen, wo sonst nichts mehr steht:
ein blendwerk, ein kulissenspiel. der morgen graut und
der gesang der vögel, die lichterkeite, um den baum

gelegt, leuchtet hier das ganze jahr. in einer stunde fahr
ich fort von dir. ich werde das moos und das wieder-
beginnen im sturz des wassers an den hängen sehen.

ein mann am straßenrand auf seinem motorrad steckt
den stadtplan in die tasche, streicht sich die haare aus
der stirn. kein flieder, kein magnolienstrauch. er schließt

den reißverschluss und setzt den schutzhelm auf

du stehst noch einmal hinterm haus, es sieht
dich niemand für den augenblick bist du
im sonnenlicht dir anvertraut, dem scharren

deiner füße im sand, dem knacken der zweige
im gebüsch, vom lärm des rasenmähers ab-
gelöst zählst du die mückenstiche auf der haut.

die linien deiner hand, du kennst sie gut,
den himmel kennst du nicht. du folgst dem
schweif des düsenjets. jemand ruft jetzt

deinen namen, zwei silben, die du gerne
sprichst: na-dja, na-dja. du folgst dem schweif
des düsenjets, der sich im tiefen blau verliert

MEDITATIONES

1

warum hat der Mensch frage ich mich
manches doppelt Knie Knie Bein
Bein wir müssen
unentwegt rennen 2 Füße,
laufen stolpern nur der Mond darf still
sitzen Ohr Ohr / leg es beiseite/ wir
haben alle Hände voll zu tun 2 Augen 2 Halsschlagadern 2
Nieren und immer wieder dörrendes Siechtum und
Fäulnis (das ist ein Zitat) und
Zwacken ich werde gebissen in
1 einziges Herz
und ich frag mich
von wem

2

atmen
nur atmen es klappt nicht
reich mir ein Schneehuhn
bring mir ein Kaninchen
sie können es näseln herumhocken
Herz klopft Herz klopft

3

dass der Mensch ein
kompliziertes Tier ist
beweise es

zu wenig Haare auf der Schädeldecke von Januar bis
Dezember / als Winteraffe (Werkzeuggebrauch, aufrechter Gang)
wär ich besser dran oder als flutentauchender
Fisch unter der Eisdecke entlang oder darüber hinweg als
Schwan lungenatmend warmblütig oder hoch empor als
Kolibri / 1000 Pulsschläge pro Minute

dass der Mensch
ein vernünftiges Tier ist
ich bezweifle es

heute bräucht ich zwei sorgfältig geschwungene
Hörner als Kopfschmuck zwei Rosenstöcke knapp über dem
Haaransatz frisch erblüht um vor dir
herumzuspazieren hin und her, auf und ab mit meinen
Stirnwaffen am besten als Achtzehnder (zähl mal nach!)
und wenn du mich nicht erhörst
kein Hirsch würde heulen

WIEDERGEWINNUNG EINER BIRKE

1

deine Ahnen haben vielleicht Tschechov gekannt
eingewurzelt zweigewurzelt dreigewurzelt
Schneeringe unter den Augen
Kerben in der papiernen Haut
die Schwerkraft nach oben hin aufhebend
dich gibt es dreifach
einmal als Schatten
hinter dem Feuer vorbeigetragen in der Höhle
einmal unsichtbar gegen die Sonne
und zuletzt vor meinem Fenster
noch unbelaubt im Wind
das Haus überragend
wo mir plötzlich dein Name wieder einfällt
kurz vor Jahresende

2

keine Augen kein Mund
du sprichst mit den Händen deine
Äste Girlanden im Wind sie winken

Zeige was ist
Hebung Senkung

3

ohne Plan ohne Schlaf ohne
Namen ich vergaß ihn
auf meiner Zunge liegst du
leicht schwer
ein Wiewort so
nackt wie kein Baum

4

woher weißt du wo
oben ist wo unten
Sonne in der Kniekehle Vögel
in den Haarwurzeln im April
bist du der Vorname für
ein Mädchen aus Schweden
seine ersten Worte sind
Wolke Frosch Grube

Fränkischer Parnaß

für Hans Wollschläger

Als wir kamen – aus den durchlaufenen Gassen
der Altstadt Bambergs an den verschwiegenen
Dorfrand von Dörflis – lag da wie benommen
ein taubes Kätzchen am Schreibtisch
: *Um der Evolution ein Schnippchen zu schlagen,*
haben wir es weg vom Feld, wo wir es fanden,
und ins Haus genommen ...

Später, als es herumlief,
angewiesen auf unsere Achtsamkeit
bei jeder Bewegung unserer Beine
: Als sähen wir uns selbst
in diesem Wesen: Ausgesetzt,
einem Teil der Welt abhanden gekommen,
den Kopf, leicht verdreht, schief haltend,
um vielleicht doch etwas zu verstehen
von dem, was außerhalb unseres Empfindens
so eilfertig vor sich geht.

Unsere Empörung ist das Weiße zwischen
den Zeilen, das Fundament, auf dem wir
den Lauf der Welt verhandeln, Zeilen,
die gedruckt, wie er sagte,
über die Republik wir verteilen
: Möge sich melden wer
seinen Geist daran reibt
oder ähnlich empfindet ...

Die Spätnachmittagssonne auf ihrer Spätsommerbahn,
stetig dem Horizont entlang und ihm sich nähernd,
begleitete, wie Kaffee und Kuchen, unsere Gedanken
: Sätze von unterschiedlicher Tragweite
aus dem Schrank unserer Tassen
und gelockerten Schrauben –
zwischen einer Welt der Kunst und des Gedruckten,
und dem Kosmos des Gartens
: Weite, Wort- und Weltzusammenhang,
begrenzt von einer Hecke aus Schlehdorn
(einem Wald aus Shillelagh gegen die Trommeln
der Werber für Albions Heere).

Und jenseits des schmalen Tales
der *flüssernden Wasser* und stillen Gewässer,
war da dieser von einem Traktor befahrene Hügel,
sein Rücken gestreckt nach Norden, mit einem Bogen
aus safranbeschneitem Grün in seiner Flanke
eingeschrieben in den symmetrischen Scheitel der Kuppe.
Darüber, plötzlich, sich verdichtend, schuppende Flügel,
schleifenförmiges Schicht- und Schleiergewölk,
korallenrötlich, zeitweilig sogar verdeckend das Gestirn,
um das sich unermüdlich dreht dieser Planet,
den viele den ihren nennen, als müßten sie besitzen,
was sie zerstören, gedankenlos oder vorsätzlich
und mit Nachdruck – in ihrer Gier.

Und in der einfallenden, von langen
Schatten vorbereiteten Dämmerung,
lauschend den verkappten Dialogen der Materie,
die auch die Katarakte der Bibliothek erfaßten,
drifteten, wie dünner Tang, der sich losgerissen,

Eberhard Schlotters Bilder über den Boden,
mit Kolophoniumstaub auf Kupferplatt geätzte
Grauräume, komplexe Vielschichtigkeit,
die seiner Anna Livia: der plurabellen Gestalt
und ihrer Bestimmung galten,
beside the rivering waters of, hitherandthithering waters of. Night!

Anmerkung: Das Zitat sind die letzten Wörter des A. L. P.-Kapitels aus
Finnegans Wake von James Joyce. Flüßernde Wasser = rivering waters
(Übersetzung H. W.)

(aus: *Am Rande*. Rimbaud 2006)

where is the rest of me? schwarzglänzend
heruntergekommen vom tönen zum tun
fassungslos herein nimmt sich anteile vor

hygeia greift ein dreht den stimmhahn zu
im vestibül reckt der molar sich nach licht
ein ewiges malmen und brechreiz löst sich

am zuwachs steht eine schlechte kopie
der amputierte engel zur gänze splitter-
fasernackt ohne ich und bein in der hand

ein kindermandat mit deklinierter bewegung
am bild ein hörstreifen zugerichtet *criptease*
myopisch gebeugtes imperfekt am geländer

auf dem sprung hervorgekrochen im schleim
gefangen der schlaf stecken geblieben hütet
die existenz vorüber geht aller ekel nun bald.

das prismatische wölklein
gala oder ich offenbare dich
willst die decke darüber ziehen

die schamteile hinterm berg
gehalten feige entblättern
sie diese schmuggelworte

wechselnde genrefragen
durchfahren die extremitäten
des tot geglaubten leibes

im tonischen wasserfall
vom ursprung der quelle
den fluss hinauf gespannt

zum darüber springen im
anstieg und hinüber treten:
schlüssellose verstimmung

vom bein hinauf zum kopf
es raschelt da und träumt

nah ist und wache auch
und wasche die wache.

viele sterne in der linken
hälst du den zaun fest
blitze, stimmen und donnergrollen
hunger auf sich
die lefzen gestrichen
ein nullhafter satz
am tage zeugt ein lächeln
refluxiv zugeworfen
der bogen stramm und still
steht eine fünf an die drei
gebunden und klingt im zäpfchen aus
vergehst schreitend würdig
versiegelst den gaumen
und sprichst ihnen zu
kommt, brecht die lanze
die übrigen sätze sammeln sie ein
an den landesgrenzen
und werfen die würfel
hinter die nächste ausfahrt.

Mhamid

Fremde sammelten
durch
scheinende Steine
die Wüste voller
Skelette
flackerte Kinder
zielten
auf ihre Brüste sprangen
heran auf den
Lippen Hyänen
geschrei

Die brennenden Füße
des Jungen flogen
die Düne
hinauf dem flatterndem
Wimmern nach er
öffnete das Eisen hielt
den Fenek strahlend
hoch an den Pfoten das Messer
schnitt in Gottes Namen
das Tier zu
einer Nacht
voller Münder

Umschlinge die Laute
erwärme sie lass sie
den in den roten Stürmen
kreisenden Gesang
der Hirten einfangen – sie
halten die Zicklein
mit Steinen zusammen – schlag
die Tara Musiqa Moulay
Yalla die Nacht
kriecht mit den Vipern
herum in den Dünen ein Djinn
vergiss dich & spiele
Moulay ranni!

Du lächelst nicht mehr
deine Haut
ist der schöne Stoff
in den ich mich schmiege
unter den aufgefächerten Schatten
palmen werden
wir seufzend
eins & Mulis
nicken uns
zu aber du
lässt mich
los flüsterst
schnell: Mutabor!

versprechen, verwittert

hinter gestrüpp
und stacheldraht
verspreche ich dir
ein karussell
mit drei lagen rost
pferde die
den kopf verlieren
bohlen die
unter uns knarzen
und fingerdick
staub für
unsere initialen

entgrenztes land

rau reif felder
aus einem letzten jahr
gepflügt konserviert
fast versteinerte erde
fallweise schnee
der atem kristallin

ein echo das
keinen laut braucht

vom watzmann

es sei
das heulen
der hunde
wenn der wind
durch die felsspalten

ich erzähle dir
im dunklen
die legende

vom hois
und den anderen
bauern aus salzburg
und bayern

die warfen
den schinder
könig samt familie
und seinen hunden
mit steinen
zum denkmal

lebendig begraben
in dem verdammten berg

zumindest die köter
hätten sie töten sollen
knurrst du

wie soll man da schlafen
wenn es ständig so schaurig
pfeift

DER SOMMER ZUM HERBST

ich dachte, die lunge wird größer vom atem
gegen den atem
von den entfernungen auf den hingeplätteten
feldern, was
irgendwann durch dörfer & wälder salz-
wasser
wird es riecht es nach lichtung & überhaupt
das gewechselte
licht binnen vier stunden fahrt nach
ahlbeck, wo
dieser sperrmüllhaufen im herbergshof oder
von der decke
rieselndes sparlampenlicht (...) & ganz zu anfang
das gleis-
feld nähe bahnhofsschalter neustrelitz, wo
sich flug-
arme, flüsse & hüte niemals entscheiden zum
weg, schon
damals ohne funktion (...) & glichen also auch
wir jetzt
sperrangeln, türen, gestapelt im hof (...)

MOLE ZU WARNEMÜNDE

die jahre stoßen der see das salz
aus dem schoß.
oben hellt sich gewölk wie papier
auf, bis an die
kindheit vergilbter einblick in tagbrunnen.
der wind an der
küste war immer ein ausweg ins offne, badend
das ohr im
sandigen lichtklang von tierflügeln. die seite
aber des grünen
dämmers liegt aufgerissen.

für dr. andreas möller

GÄRTEN & SCHLÖSSER

dass herbst ist & licht aus himmel um
himmel, jahrlang erzeugter erzeuger-
atem ist notwendig gar keine frage, fällt
wenn er ab & zu sickert ins bild der gärten
zum beispiel & schlösser von potsdam, ab-
wärts zum abspann, letzte rolle, nach hause
gehende gänge durch glasmauern mit
sonne säulen & blaupausen, grund der
taschen voller straßen & plätze, jacobis
vatergott im gepäck, nur nass gewordene
kekse, ein leben lang als gedächtnis-
stütze für nachher.

ameisenspuren

es siegten die gewogenen kinder
mit bissigen ohren an der mauer
die mir die geschichte stahl
und das versteck in der nacht

neben dem onkel mit der luft im bein
hing er schief in der welt
gestillte not, bis man um die ecke piff
liebten wir auf befehl

mit einem sieb im mund
die glücklichen bauten eine stadt
in meinem bauch
fotografierten den schwindel

näher an mich heran.

die tochter eines vaters

lieblingslehrer, sein auto gegen die wand geparkt
das mädchen hat keine brust, aber möchte

erwachsen verloren gehen, offenes fenster
seitlich gerauchte zigaretten, das radio, und kein takt

in den füßen, sterbende ameisen, sie lacht zerdrückt
eine hand hält er immer bei sich, die andere bricht

wenn die anderen kommen, ducken wir uns

und möchten ein haar mitnehmen, tagebücher sind nichts
für die größte der klasse, nach oben und unten

gibt es fragen, die du nicht stellst
vielleicht ein kichern, mittwochs

bleibt ein nachmittag im hals stecken, und er
zieht den gürtel an, wischt sich den falt aus der hose

bricht die straße, entzwei.

Generation 89

Die Revolution gebar ihre Kinder
Uns
Und entließ uns in eine Welt,
Die von Revolutionen nichts wußte.

Niemand stellte sich uns in den Weg
Und doch trafen wir nur auf Widerstand.
Niemand übte Gewalt gegen uns
Und doch sind wir voller Wunden.
Keiner verbot uns das Wort
Und dennoch hörte uns niemand.

So wurden wir:
zögernd
erschöpft
stumm

Und so wächst die Wut
Gegen das Verlöschen des Lichts
In uns
Von dem wir glaubten,
Es könne bis nach draußen dringen,
Wo die Sonne war.

Östlich Berlin

Breite die Arme
Von der Oder zur Havel
Und umfasse mich ganz.
In der Mitte wir.
Hier halten keine Züge mehr
Und die Autos steuern
Oben auf der Brücke,
Direkt in den Himmel.

Wasser im Haar und
Den See unter der Haut.
Sand, der in uns rinnt.
Kieferngeschmack auf der Zunge.
Die Geschichte bleibt
Unter Obstbäumen liegen
In den langen Alleen
Die der Wind kehrt.

Halte mich und gib
Mir den Sommer wieder.
Hänge die Blätter
Zurück an den Baum.
Das Licht entsteht im Osten,
Wo unsere Zukunft begann
Und wohin sie wieder
Zurückkehren wird.

(aus: *Nach der Postmoderne*. Edition Muschelkalk)

seiltanz

legt er das zaumzeug nicht an
sich ist es eine luftnummer,
ein spaziergang zwischen zwei paar schuhen
gefiedert der gang

aber die luftsprünge
brüllt das volk und

*bestimmt fliegt der vogel nicht höher
als vierhundert meter*

und immer sind da spuren

*Ein Mensch jagte einem anderen nach, als derjenige, der gejagt wurde,
seinerseits einem dritten nachjagte, der, da er die Verfolgungsjagd in
seinem Rücken nicht spürte, einfach mit schnellem Schritt ging.
Daniil Charms*

vor meinen füßen
ist schon vergangen
ist schon ein anderer gegangen,
vor dessen füßen ist schon vergangen
ist schon ein anderer gegangen,
nach seinen füßen
ist es gegangen

die welt spurt,
die welt liegt uns zu füßen

nachricht von neuen sternern

*die bestimmung der geographischen länge zur see durch vergleich
der am sonnenstand ermittelten ortszeit des schiffes mit der an einer
mitgeführten uhr abgelesenen zeit des heimathafens, sagt galilei,*

ist wie eine nachricht von neuen sternern:
weder will ich noch werd ich noch kann ich je
das maß verstehn, aus dem die erde fiel
jedes bild kommt verkehrt im auge an,
die sterne bewegen sich nicht

am liebsten rief' ich sie an
würfe noch steine gegen den himmel

du bist besessen,
sagt der rest

ich mess die hölle,
sagt galilei

federlese

in der mitte der brust
trägst du eine furche sonst
meinst du nur bei den vögeln
krümmt sich der flaum

einwärts entgegen
dem aufrechten gang

(Gedichte 3, 4 aus: *nachricht von neuen sternern*. Connewitzer VBH)

In Interzone haben sie den Hahn zuggedreht

(Böcklin/ Burroughs/ Babes & Bastards)

Hinter den Landungsbrücken sitzen
Die schwarzen Vögel auf den Stahlmauerskeletten.
Sie tocktocken mit ihren Schnäbeln
An die rostzerfressenen Pfeiler, die schief
Durchs Sonnenuntergangsdämmerlicht säbeln.

Mein Land hat keine Mauern mehr.

Schmutziges Moos hängt von den Trauerweiden,
Alte, gebückte Frauen,
Vertrocknet von den Jahren
Marschieren den Hügel hinauf.
Sie tragen schwarze, abgewetzte Kleider
& unter den Kopftüchern sind kleine flinke Augen,
Die huschen und blitzen
Über narbenzerfurchten, ewigen Gesichtern.
Geschichten in Haut geschrieben,
Von Nachmittagen mit Tee (Hibiskus)
& letzten Stücken Brot, gestreckt mit Sand.
Hände zittern, Tränen rollen Abhänge hinab
Um sich zu treffen,
Unten,
Wo der Schlick kleine Pfützen bildet,
Um miteinander zu weinen – gemeinsam zu sein.

In Hamburg und Berlin, in Lissabon und Paris,
In den Hotels, in denen vom Kokain
Schräg geschossene Dichter
Nach einem Ausweg suchen,
Schauen zwölfjährige Jungen, mit schwitzigen Haaren
Der weiblich aus- & einladenden Barfrau
Unter den Rock und reiben ihren Pint.

Zucken. Zucken. Tock. Tock. Tock!

Spermatorpedos – & viele Jahre später
Halten sie klebrige Gläser in den Händen,
In denen irischer Whiskey von Sonnentagen
& Kühen (Scheiße, wie trivial!) & Wiesen berichtet,
Warm holzig & in der Kehle brennend
& sie lächeln und erzählen von Maria und Janette.

Ich blicke zurück.

Ich blicke herüber.

Die Zeit trägt Schneeflocken im Haar
& einen ziemlich kurzen Rock,
Ihre Beine sind nicht wirklich ansehnlich,
Eben doch schon etwas älter,
Welliger
& manchmal, wenn ich mit meinen Fingern
In ihr Fleisch greife,
Bleiben rote Dellen – wie Spuren
Von Maschinengewehren in Häuserwänden,
Putzbröckelnd, rissig.

In den viel zu vielen grünen Hotels
Liegen die Dirnen mit den viel zu großen Herzen
(sie lächeln für Geld wirklich jeden an!)
Neben den rauschenden Pornofernsehgeräten
Und rollen ihre Strümpfe.
Wie es beliebt: hoch oder runter
Oder sie schnarren Befehle
Oder sie bücken sich
Nach den mit Samen vollgesogenen Taschentüchern.
Manche benutzen Küchenkrepp.
Das macht es jedoch auch nicht besser,

Wenn die Insekten gegen die Fensterscheiben
Tief gelegter Automobile klatschen
& Blutspritzer, umgarnt von gelblichem Resten
Panzerung im Sonnenlicht trocknen.

Hinter den Landungsbrücken ist Schluß mit lustig!

Der Fährmann verlangt seine Kohle
& ich gebe mein letztes her.
Seit Jahren hatte ich es mit mir herumgetragen,

Damals als ich dichten wollte
& damals, als ich hilflos wurde.

Zu viel Reflexion macht einsam!

Jetzt kennt mich niemand mehr – nichts mehr, nur Meer.

Selbst die schwarzen Vögel schlagen
Ihren Takt sinnlos weiter,
Da ist nichts geblieben von mir,
Kein Baum, kein Strauch
& die Marias & Janettes hatten so viele Männer
In ihren Betten,
Daß ich kein Kreuz wert bin in ihrer Bettstatt.

Mein Land hat keine Ufer mehr.

Das Wasser trägt ein kleines Schiff
Aus aknezerkratzten Bohlen.
Da waren rasende Derwische,
Damals,
Wie Farbsprengsel über Hotelzimmerdecken,
Wenn Neonreklamen verwirrende Bilder zeichnen,
Nach ertrunkenen Tagen,

Bis unter die Schädeldecke voll mit Gefühlen.
Da waren klatschende Kinder
& hin & wieder Stille und Dunkelheit,
Fast absolut,
Fast schmerzlich endlos,
Doch nie so wie jetzt...

Mein Meer hat keine Ufer mehr.

Die Aufregungen haben sich gelegt
& die katastrophenschwangeren
Zeitungen sind fertig gelesen.
Manches braucht etwas länger,
Um zu vergehen.
Manches hat sogar eine Dauerkarte
Für die zivilisatorische Sondermüllhalde.

Letzten Endes wird aber auch hier der Deckel zugeklappt.
Ende Gelände, Baby!

& in den Radios ist Rauschen,
So weit, so weit
Wie Meer
WIE MEER!

Wiegenlied

Und wenn dir was gehört ist
es ein abgefahrener Zug ein Gedicht
eine Tannennadel im Socken
ein Zitat und wenn dir noch was gehört

ist es die Luft die dir nicht gehört
die Rede von und der Tag danach
eine Ente im Schnabel einen Fuchs
ein Rad und der Besen daran

ist es dein Satellit auf der Parkbank
ein abgefallener Fuß und darin
die Rede vom Blut das dir nicht gehört
ist es ein Meisenknödel für andere

Maden wenn du was du sein sollst
bist was dir nicht gehört ein Fisch
deiner Tante im Mahlstrom des Goldes
heureka du wußtest es Gold

Kannst du mich

Er wird sich wird er doch
Er wird sich unter deinen
nein wird er doch Finger

Er wird sich unter deinen Fingerbeeren
kannst du mich?

Er wird sich unter deinen Fingerbeeren
verändern kollabieren vielleicht kannst du mich
als szenischer Schmerz des Zerbrechens
der Dyade von Wort und Verstand kannst du doch
und was uns kümmern soll
ist ein Satz und was sich mehren
wird impulsiv na also
kannst du doch endlich
kann ich dich

für Theo Breuer

Aus einem alten Kalender

Ein Brief und ein blauer zusammengerollter
Bogen Papier
stets gut im Auge bricht es mich dir
den Mond präzise
über die Bildgrenze
durch seinen Ziegelton und das blaue
Segel träge und kraftlos
das unbestimmte Gefühl
lebt und wirkt: hier Blatt für Blatt
schräg gegen den Wind gestemmt
ich höre und fühle sense das Licht
Flächen der Luft sind nicht leer vielmehr
im Hafen ein schwarzes
Land duckt sich Tuch um Tuch
fast monochrome Harmonie
als Spiel ganz verschwunden
liegen Träume zerschlagen
von dir kaum gewollter Besuch

(Cut-Up)

(aus: *Naß einander nicht fremd*. Editon YE, 2006)

Philosophie

Das philosophische Institut ist ein altes Gebäude. Der rote Backsteinbau mit Fensterfassungen aus Sandstein ist innen mit karminroten, halb verwitterten Tapeten ausgekleidet. An geschützten Stellen sieht man noch das goldene Rankenmuster darauf.

Die Bibliothek, der größte Raum des Instituts, befindet sich in der Mitte. Er erhält sein Licht durch ein Oberlicht, das an den Rändern von Moos und Gras überwuchert ist, so dass ein grünes Halbdunkel in der Bibliothek herrscht.

Eine Empore führt in halber Höhe rings um den Raum. Ober- und unterhalb der Empore sind Bücherschränke eingebaut, deren Schiebetüren aus lackiertem Holz von Glasscheiben unterbrochen sind.

In der Mitte des Raumes steht mein Arbeitstisch. Von ihm aus überblicke ich alles und werde von allen Seiten aus überblickt.

Die Philosophen trinken gern ein Bier, sie skaten gern. Manchmal höre ich einige von ihnen, die sich in den äußersten Winkel der Empore zurückgezogen haben, die Karten auf den Tisch klatschen. Im Fortschreiten des Spiels werden sie unvorsichtiger. Sie rufen einander die Ansagen zu und lachen.

Ich verhalte mich still. Wenn sie spielen, vergessen sie mich. Ich hole mir eine Schnitte Melone aus dem Kühlschranks, der im Keller steht, denn es ist ein heißer Sommer, lege die Beine auf einen herbeigezogenen Stuhl und schneide mir mit dem Obstmesser die Melone in Würfel zurecht. Der Saft klebt mir am Kinn. Die Kerne spucke ich auf den Teller zurück. Wie Käfer schwimmen sie in der rosafarbenen Flüssigkeit.

Als ich begann hier zu arbeiten, stand der Bibliothek eine Dame vor. Ihr Vater war irgendein Professor gewesen. In ihrer Jugend war noch nicht die Zeit angebrochen, in der die Töchter ebenso selbstverständlich wie die Väter die akademische Laufbahn begannen. Sie sollten in den Vorräumen des Denkens bleiben.

Gewiß, es gab Ausnahmen, mutige Vorkämpferinnen. Doch Fräulein S. gehörte nicht zu ihnen. Sie liebte die Ordnung. Sie war in allem

korrekt. Aus ihrer Zeit stammt die von ihr für die Bedürfnisse der Philosophen ausgearbeitete Systematik, in der ich noch immer die Neuankömmlinge einordne. Für die französischen Strukturalisten und die Frankfurter Schule habe ich nach dem Tod Fräulein S.' neue Signaturen erfunden.

Bei anderen zögere ich noch. Die Systematik erhebt sich über mir wie das Gewölbe einer Kirche. Nur in die Seitenkapellen, wage ich unbekannte, nicht wirklich heilig Gesprochene einzuordnen. Und verdienen sie überhaupt den Namen Denker? Vor mir liegen Stapel von Dissertationen, sie wachsen mit den Jahren. Nicht weil ich faul bin, obwohl ich es bin, sondern aus Skrupulosität.

Vielleicht schütze ich meine Skrupulosität auch nur vor. Es interessiert mich nicht, die Dissertationen einzuordnen. Sie bilden eine Schutzmauer gegen die Blicke der in der Bibliothek sitzenden Philosophen. Sie täuschen eine Arbeit vor, in die ich mich jeden Augenblick dringend stürzen muß, und hinter der ich mein Nichtstun verberge. Denn in der Tat tue ich nichts.

Früher habe ich noch gelesen. Ich las Plato und Aristoteles, ich las Thomas Morus und Erasmus von Rotterdam. Ich kämpfte mich durch die *Kritik der Reinen Vernunft*, studierte das *Kapital* und die *Phänomenologie des Geistes*. Ich war die eifrigste Leserin dieser Bibliothek. Ich las heimlich im Stehen, im Hocken, immer auf der Hut vor dem Donnerwetter meiner Chefin. Denn nicht für das Lesen bekam ich mein Geld, sondern für das Ordnen, das Mahnen, das Katalogisieren, Systematisieren, Inventarisieren und Aussortieren. Die Bibliothek war in einem Ausnahmezustand äußerster Ordnung.

Dieser Ausnahmezustand war nur mit einem Höchstmaß an Energie aufrecht zu erhalten. *Philosophie und Physik*. Die Entropie ist das Natürliche. Seit Fräulein S. Rentnerin geworden ist, hat die Entropie heimliche Triumphe gefeiert. Bücher verschwinden aus den Regalen. Die Adressen der Nutzer verlassen die Karteikästen, ganze systematische Bestände verschwinden aus den virtuellen Erfassungen des Computersystems. Neue, ungeordnete Bestände kommen hinzu. Nachlässe, Schenkungen. Eselsohrige Taschenbücher in marktschrei-

erischen Farben drängen sich unter die Goldschnittfolianten. In den gebundenen Jahrgängen der Zeitschriften klaffen unerklärliche Vakanzen wie Zahnlücken im Gebiß.

Alles ist dynamisch. Fließen und Zerfließen. Die Philosophen nehmen es gelassen. Enttäuscht, verträumt wenden sie sich einer anderen Arbeit zu, wenn ihnen ein Werk gerade fehlt. „Es taucht bestimmt wieder auf“, tröste ich sie. Zeit ist relativ. Es gibt eine Zeit, Steine zu sammeln, und eine, Steine zu zerstreuen. Es gibt das Mauerwerk der noch nicht eingearbeiteten Dissertationen. Es gibt die in ihrem Fruchtsaft schwimmenden Melonenkerne, die Schlieren der Süße, die Unschärfe unter dem moosgrünen Oberlicht oder den erstaunlichen Faden einer Spinne, mit dem sie sich in diesem Augenblick vom Oberlicht herab zu mir auf den Schreibtisch abseilt. Eine winzige Spinne, die ihre Kabeltrommel aus gedrehtem Eiweiß im Bauch abrollen lässt.

Ich lese nicht mehr. Ich beobachte die Spinne. Ich beobachte die Ameisen, die von der Hofseite her, durch den Mörtel der Wand sich fressend, ihre Straße quer durch die Bibliothek gezogen haben. Eine Straße aus biologischem Impuls. Input, Output. Ihre erstaunliche Zielgerichtetheit.

Spät abends, wenn der letzte Philosoph gegangen ist, gehe ich noch einmal die Arbeitstische ab. Hier liegt noch das Kerngehäuse eines Apfels, dort ein paar Kekskrümel. Das aufgeschlagene Buch hat Bleistiftunterstreichungen. Ich lasse alles so liegen. Die Süße des Verfalls. Motten dringen durch die geöffneten Fenster in den Raum, sie schlagen in den Milchglasglocken der Lampen mit ihren Flügeln. Im Hof zirpen Heupferdchen. Ich schalte das Licht aus. Ich sitze im Dunkeln zwischen den Büchern. Dann krieche ich unter den Schreibtisch, wo ich meine Decke liegen habe. Geborgen schlafe ich ein.

Ein Sam, Maßstab 1:1000000

Jeder geschlossene Raum ist ein Sarg
(Jochen Distelmeyer, Verstärker)

Wenn du jetzt auftauchen würdest.

Das würde mich erschrecken. Wie eine Haifischflosse im See. Dann hätte dieses Dasein keine Beine mehr und da wär dann nichts mehr übrig, um davonzulaufen. Die Größe der Welt könnte man mit einem Steinwurf bemessen. Und wenn du leibhaftig vor mir stündest, dann würde der Stein mir auf den Kopf knallen, weil meine Flucht und dein Hiersein ein einziger Raum wären. Und nur eine Armlänge entfernt: deine talentierten Hände. Die können die Welt wegnehmen und strecken gleichzeitig noch den Daumen raus, damit man sie mitnimmt. Aber wohin denn dann noch?

Die Leere und ich, wir führen eine Subtraktion durch. Eine Rechenoperation. Geschlechtsumwandlung mit Notstromaggregat. Mein Leben ist ein Sam geworden. Ein Sam ist man dann, wenn man sich daran gewöhnt hat. Ein Sam sein ist jederzeit möglich. Man braucht dazu nur noch den passenden Familiennamen.

Ich atme durch den Mund und kein Wort fällt dabei heraus. Erklärungen sind nicht notwendig. Ich weiß ja, wo ich bin.

Und du? Bleib, wo du bist!

Bleib, wo du ein Kapitel für dich bist.

Im Lot. Im Akkusativ. Und am besten immateriell.

Und damit du im Bilde bleibst: ein Rahmen aus Wörtern, die mit einem Unbehagen beginnen.

Mein Zwilling ist hier. Ihr dürftet euch keinesfalls begegnen, er ist der Schulterchluss eines jeden Körperkontaktes. Wenn es nach uns ginge, gingen wir auf gar niemanden mehr zu. Wir sind dicht genug. Er und ich, wir sitzen auf dem Teppich. Und wer zuerst lacht, hat verloren und holt den Zettel aus dem Hosenboden.

Du musst dich opfern.

Das ist es, was draufsteht.

Ich muss mich opfern, steht drauf.

Ich verliere. Wie eine Jungfrau. Ganz allein und alles. Umsonst. Der Zwilling lacht nur.

Ich habe dir nie von ihm erzählt. Er kam, wenn du gingst und als du gingst, blieb er. Er ist da, unabhängig von Sonne oder Regen, weil meine Welt geographisch gar nicht mehr so weit nach oben reicht. Kaltmiete 2 Biedermänner und 1 Brandstifter. Jetzt ist er schon so lange hier, dass sich draußen nichts mehr zu regen scheint. Die Sonne scheint. Das denk ich manchmal, wenn ich zu Staub zerfallen möchte. Der Zwilling lächelt. Vielleicht bleibt er so lange, wie er will. Dann kann mir das nur recht sein. Dann wartet wenigstens jemand auf mich, wenn ich zurückkomme. Wie Elvis 1972. Wenn ich wieder auftauche. Are you lonesome tonight. Und der Zwilling bekommt einen Lachanfall und lallt. Er hat den Text vergessen.

Hai in meinem Kopf.

Nach und nach ziehe ich die Fäden aus meiner Schädeldecke. Es kommt mir alles vor wie ein Schwindel. Weil ich schwanke und sich alles um mich dreht. Und der vermeintliche Halt ist nur eine Kindheit in Sachsen-Anhalt gewesen. Alle Größenordnungen sind mir verlorengegangen. Meine Beulen sind riesig wie ein Schimmel. Das Galoppieren der Narben.

Die Katze fraß sieben Raben
Ein Abzählreim. Immer wieder diese Abzählreime.
Die Katze fraß sieben Raben
sechs Küchenschaben
fünf Fische
davon vier frische
drei Spatzen
zwei Ratzen
und einen Augenschmaus
du blinde Maus
jetzt bist du raus

Falls du inzwischen aufgetaucht bist: ich bin außerstande und du kannst nichts daran ändern. Ich weiß, wie du mich siehst. Ich schillere wie ein Fischgericht, das lebenslänglich zwischen den Zähnen stecken bleibt, bin in mir versunken wie ein Stein im Stahlbad. Wenn du mich da rausholst, werde ich trotzdem nicht Einstein sein. Ich kapier dich nicht. Was du jetzt überhaupt noch willst.

Ich tauche erst wieder auf, wenn du weg und um die Ecke bist. Frag nicht nach mir, mir sagt der Name nichts. Außer einen Hilferuf auf das Stimmband. Piep. Tock tock. Lass das Klopfen sein, ich werde nicht offen, ich bin porentief verschlossen. Ritsch ratsch. Der einzige Eingang, dieses kleine Loch, dieser mikroskopisch kleine Riss, der tiefe Kratzer auf der Blue-Note-Platte: *Charlie Parker At Storyville*. Der Blues aus der Tüte. Und die diamantene Nadel verführt den Strom, den pulsenden Rhythmus aus schreienden Tönen. Bebop ist keine Tanzmusik. Und der Blaue Reiter ist kein Poster. Der Frühling ist keine Metapher. Und ich? Ich bin Kain Abel junior.

Ich glaube, du stehst vor mir und schreist mir ins Gesicht. Meine Wangen schmerzen schon vom Luftanhalten.

Da bläst er!

Bist du nicht der Walfisch?

Ich aber habe keine Wahl!

Keine lacht betrogen.

Der goldene Stern

Am Abend das Riesenrad und die Buden, der Greifarm, der im Glaskasten nach Kuschartieren greift, Waffeln mit heißen Kirschen und Sahne. Der zerkratzte Wahrsageautomat. Dann zur Bahn wie unter Wasser. Am Bahnsteig treffen dich Fischblicke und süßliche Augen. Aber zufällig und unregelmäßig, die völlige Abwesenheit eines Gegners. Die Laternen wie Beine einer übergeordneten Welt, in einem langsamen Sturm unter Wasser. Dann in einem goldenen U-Boot nach Hause, in weicher Mechanik, in der vollen Bahn langsame Langustenbewegungen. Was hat der Handleseautomat gedruckt und ausgespuckt, was stand auf dem kleinen gelben Zettel? Die Kirche im Dorf lassen. Sie gewinnen mit Willenskraft.

Also Sport. Also Sport am nächsten Morgen, dieses Leid der letzten Wochen ist dir eh vorgekommen wie Kleingeld. Ein neuer Morgen. Wie konntest du nur so theatralisch sein? Das ist dir jetzt ganz fremd. Sport als Anti-Theatralik. Das ist gut. Wenn schon nicht gegen fauchende Drachen kämpfen, dann Sport. Wer keinen Feind hat: Sport. Und warum immer quer sein, warum nicht, wie heißt es noch mal? Aufrichtig. Warum nicht Bauch rein und Brust raus? Ein deutscher Morgen.

Du also in Badehosen.

Die sind pink und grün, denn du bist ein witziger Kerl. Kein dämlicher Liedermacher oder so, der sich viel zu ernst nimmt und dabei ein Weichei ist.

So einer nicht.

Auch kein Mountainbiker, machst du Sport? Ja, das schon, aber du bleibst dabei Mensch und das finden wir gut. Wie heißt dieser sympathische Kerl, hat er eine Freundin? Wir mögen ihn und möchten vielleicht mit ihm schlafen.

Aber es sind keine Frauen in der Halle.

Ganz hinten links untersucht der Bademeister eine Topfpalme. Kein Außerirdischer, er sieht nicht mal unsympathisch aus. Wie er jetzt

mit dem Kopf aus der Palme taucht und dich entdeckt. Als einzigen Gast. Ich würde dich überall erkennen.

Du schwimmst drei kraftvolle Bahnen, steigst dann aus dem Wasser und rauchst im verglasten Außenbereich. Erste Senioren kommen in die Halle. Sie sind ganz weiß und haben gelbe Hauben auf. Sie versammeln sich um ein separates Gymnastikbecken. Als sie sich im Wasser aufgestellt haben, macht der Bademeister am Beckenrand Bewegungen vor. Die Senioren machen das nach mit ihren gelben Hauben, dieselben Bewegungen wie der Bademeister. Du rauchst. Du bist so ein Typ, du lässt die Kirche im Dorf.

Später dann plötzlich Bewegung an der Pforte zur Beckenlandschaft. Wer kommt? Schülerinnen nicht zu knapp! Eine Bohnenstange steht in einem arroganten Kontraposto da und lässt kühle Blicke durch die Halle schweifen. Begleitet von ihrer dicken Freundin, die die Handtücher hält.

Der Bademeister hat sich inzwischen in seinem Hochstuhl eingerichtet und die Senioren diffundieren frei durch die Thmalsituation.

Du stehst da und siehst gebannt auf dieses lange Mädchen, entdeckst dann aber plötzlich jemand ganz anderen, wen?

Einen Menschen.

Also doch.

Du winkst ihm energisch zu, sieht er dich? Nein. Er steht da in Badehosen und Latschen und guckt doof. In dieser sympathischen Komik eines Bekannten in der Menge.

Steht da und sieht einen nicht. Immer noch nicht? Nein.

Haha, der ist aber blind, denkst du. Ein Kind pisst dir mit einer Wasserpistole ans Bein, keck wie eine Rübe. Aber das nimmst du dem Kind nicht krumm. So einer bist du nicht. Vielmehr fragst du dich, warum dich hier keiner sieht. Du stehst da und winkst wie ein Arschloch im Mai, langsam wird es peinlich.

Später mit Sigmund im Thermalbadkeller, Sigmund hat gekiffert, aber für dich heißt es ja seit kurzem: sinnvoller leben.

Seit wann genau? Seit gestern. Wie? Hauptsächlich Sport.

Sigmund sagt: Geil, bekißt in die Sauna.

Es gibt Palmen und Liegestühle und ein Eisbecken. Rundherum die sieben gierigen Mäuler der Saunen. Und natürlich Nackte. Faltenmänner und Faltenfrauen. Freund Sigmund steigt leichter Hand aus der Hose. Du auch. Steigst aus der pinken und grünen Hose, streifst also deine grobstoffliche Hülle ab, legst also dein Innerstes frei und rufst: Schaut her, ich bin schön!

Das nicht.

Aber unangenehm ist es auch nicht, denkst du. Blickt dort ein altweibisches Fischauge auf dein Genital? Das muss wenn überhaupt zufällig und unregelmäßig sein. Die völlige Abwesenheit der Liebe nämlich hier unten. Sigmund schreitet voran zur finnischen Sauna: 80° (80 Grad), macht die Tür auf und sagt: Guten Tag.

Und die Gemeinschaft, fröhlich schwitzend aus dem Nebel heraus: Guten Tag.

Die Welt, vorhersehbar. Selbst in der Sauna weiß man inzwischen was passiert.

Hamlet stirbt.

Der Ausgang ist völlig klar.

Ihr setzt euch hier hin und da sitzt ihr da. Nicht wie beim richtigen Sport, wo einer gewinnt. Das hier ist etwas völlig anderes. Das hier ist Wellness. Was ist Wellness? Wellness ist Scheitern. Wellness ist ein Wahrsageautomat, alle sehen dich an.

Kein Schweiß aufs Holz.

Unter keinen Umständen darf man sich einfach so auf das nackte Holz setzen!

Wir werden neue Kontinente erreichen, mit einem Helden wie dir ist das ja kein Problem.

Sex, Sex nämlich, ganz plötzlich im sinnlosen Raum, die arrogante Bohnenstange neben ihrer dicken Freundin, wagen sich da als blutjunge Schülerinnen herein. Und ihr als Gruppe: Guten Tag.

Wie sitzt Sigmund da? Ganz ganz souverän, der alte Dadaist. Sein Genital in den Raum legend.

Und du?

Wie eine beschissene Dame.

Stell die Beine lieber nebeneinander, präsentier dich dem krassen Raum.

Die beiden Mädchen wie in Marmor gehauen.

Und dann dieser Quadratzentimeter. Ganz kurz. Welche Farbe? Dunkelblond, ein dunkelblonder Haaransatz. Da sitzt sie auf ihrem Schatz. Da sitzt sie als Gymnasiastin mit ihren langen Beinen über Kreuz, die Mäusebrust kess in den Raum gereckt. Sie wendet den Kopf? Nur ganz langsam wie eine Giraffe oder eine Sphinx, das Kinn noch etwas erhabener. Sie wendet den Kopf? Sie trägt Zopf, nur eine Strähne hat sich gelöst, zum gelegentlichen wegpusten, sofern sie nicht schon klebt. Der Schweiß der Sphinx. Sie streift deinen Blick mit ihren engelsblauen Augen und du sitzt wehrlos mit deinem Zipfel im Raum.

Als Liedermacher.

Sie schließt die Augen. Und daneben ihre dicke Freundin: als Ball.

So viel Sex an nur einem Tag, du bist ganz begeistert von deinem Leben. Eine weiche Mechanik mit einer Art Hand, die ab und zu rauspumpt und nach etwas greift. Sie greift ins Leere, aber es gibt einen gewissen Quietschton. Ein nacktes Mädchen sitzt in einer Sauna.

Und als du die Augen wieder aufmachst, ist sie verschwunden. Elvis has left the building. Haha.

Du lachst über diesen kleinen Spruch, den du dir innerlich gönnst. Du tippst Sigmund an und flüsterst: Elvis has left the building. Und ihr genießt euren kleinen Zwei-Mann-Spruch. Ein Spruch, der nicht wirklich witzig ist, aber doch ein bisschen, zumindest ausreichend. Was gibt es schöneres, als mit einem Freund zu lachen. Da wird der Moment zu einem kleinen Haus. Und der Witz zu einem Hund am Kamin. Ein Bellen des Geistes, aber immer Vorsicht mit der Theatralik.

Später in der Röhrenrutsche. Die geht sogar nach draußen und dann wieder rein. Das ist ein Spaßschwimmbad. Die Stimmen klingen dumpf und intim in der roten Röhre. Du bist ganz alleine mit dir und das Tempo könnte schneller sein. Du hörst ein dumpfes Quieten. Um eine Kurve würde sich der Klang lichten, sähst du plötzlich die Bohnenstange, dämonisch lächelnd. Sie hätte sich quergestellt und auf dich gewartet. Sie würde dir die Zunge rausstrecken und blitzend lächeln und du würdest erschrecken, hektisch abbremsen, während sie lacht, lacht, die Schönheit. Aber das passiert nicht. Du plumpst nur klobig unten raus. Aus dieser Röhre. Aus dieser Mischung von Tropfsteinhöhle, Uterus und Freizeitspaß.

Abends das Riesenrad und die Buden. Himbeernacht, das Leuchten der Lichter. Der warme Tieratem der Nacht. Du bist mit Sigmund da und ihr seid gut gelaunt. Was denn sonst! Ihr lasst euch nicht unterkriegen, Kumpels. Und dich kann man immer gut erkennen. An deiner Nase zum Beispiel. An der Art wie du gehst und in der Gegend stehst und mich nicht siehst. Die seltsame Komik eines guten Freundes in der Menge. Du siehst so albern aus, das macht mich richtiggehend froh, das lässt mich manchmal (Vorsicht!) ganz unschuldig empfinden. Im Riesenrad der goldene Stern der Bierreklame und wir hier in unserem Unterwasserfilm gehen würdig und zeitlupenhaft durch die Welt. Als befreundete Helden. Wenn die Krise alles verfinstert hat, werden die Kinder des Lichts die Sterne anzünden.

Mitgift

Vor der Revolution, die Brotpreise stiegen täglich, im Volk wuchs Armut, dem Herrscher wurde vorgeworfen, er nutze sein hohes Amt lediglich zur Mehrung des eigenen Reichtums, nehme jedoch nicht die Verantwortung der Regierung wahr, um die Ursachen der Not auszuräumen, zu eben jener Zeit verheiratete die Engelmacherin Catherine ihre Tochter Adeline an den Wirt eines Gasthauses, erhob sich während der Hochzeitsfeierlichkeiten von ihrem Stuhl und umfasste Adelines Handgelenk, um die Tochter in einen kleinen, stillen Nebenraum zu führen, in dem sie aus einer Ecke hinter dem Weinregal eine Holzkiste hervorholte mit den Worten, dies sei die ihrer Tochter zugedachte Mitgift, sofern sie nicht gedenke, ihren Gatten zu ehren und zu lieben, denn in solchem Falle sei das Geschenk wertlos und erfülle nicht seinen Zweck, eine Befürchtung, die, wenn auch von Anbeginn nicht sehr groß, durch den verächtlichen Laut widerlegt wurde, den Adeline bei dieser Frage ausstieß, denn „fleischig“ und „klumpig“ hatte sie einst ihren jetzigen Gemahl umschrieben, erinnerte aber nicht daran, dass sie nicht aus freier Wahl heute Hochzeit feierte, obwohl Catherine in der Tat unerbittlich den Bräutigam ihrer Tochter bestimmt und Alphonse, dem Schankwirt, eine Aussteuer von zehn Federbetten, fünf Betttüchern, einem leidlichen Bündel Geld sowie eine gewisse Menge Zahngold, herausgebrochen aus den Mündern derer, die gesegneten Leibes unter den Händen der Engelmacherin verschieden waren, versprochen hatte, worauf dieser sich verlocken ließ, das bleiche, dürre Mädchen zu ehelichen, obgleich er größere Brüste bevorzugte, mit seinem Hemdsärmel die Weinflecken von einem der Schanktische gewischt und der zukünftigen Schwiegermutter dort einen Sitzplatz angeboten hatte, während Adeline mit hochgezogenen Schultern im Raum stand, sich auf die Finger biss und stumm die Eheverhandlung verfolgte, wobei sie starren Blicks auf das wulstige Fettgewebe schaute, das unter dem Kinn ihres künftigen Gatten beim Sprechen erzitterte, auch die Schweißtropfen beobachtete, die ihm seitlich am Gesicht herunterrannen, dabei mit stillem Ekel sich aus-

malte, wie die Drüsenflüssigkeit auf der Zunge schmecken müsse, und auch nicht übersah, als Alphonse sich zu einem Handschlag über den Tisch beugte, dass sein Hemd ihm nass am Rücken klebte, weshalb Adeline, spät am Abend, als sich die letzte, zusammengekrümmt davonschleichende Frau aus der Engelskammer entfernt hatte, wie Catherine die hintere Stube ihrer Behausung nannte, in der sie ihrem Beruf nachging, sich der Mutter in den Weg stellte und Einspruch erhob gegen diese Verheiratung, obgleich dies zwecklos war, denn Catherine verhöhnte das Wort Liebe, das Adeline vorgebracht hatte, und bat die Tochter um Auskunft, wen sie denn wohl liebe, das möge sie doch bitte sagen, eine Frage, auf die Adeline keine Antwort fand, nur den Kopf senkte, woraufhin Catherine, nun zärtlicher gestimmt, die Hand ihrer Tochter ergriff, das Mädchen auf ein Sofa zog und erläuterte, sie, Adeline, ähnele nicht der Engelmacherin, die es stolz zu ihrem Beruf gemacht habe, das Lästige aus dem Wege zu räumen, vielmehr sei die Tochter zu heimlich und zu schüchtern in allem, träume von edlen Helden, tiefem Glück, warte und hoffe auf die Geschicke, aber übersehe die Notwendigkeit, durch eigenes Handeln die gewünschten Ziele zu befördern, da das Schicksal nun einmal nichts taue, weshalb sie eine Herausforderung benötige, um sich hierin zu erproben, der Mutter nur vertrauen solle, die wisse, in welchem Sinne sie zum Besten ihrer Tochter entscheide, und zog dann, nachdem sie zu Ende gesprochen hatte, dem Mädchen die Finger vom Mund, die Adeline während des Gesprächs wund gebissen hatte, und in eben diesen Händen, deren Haut neben den Fingernägeln noch die Reste von blutigen Krusten zeigten, hielt Adeline nun das Holzkistchen, während die Mutter vorsichtig die Tür von innen verriegelte, damit weder Gäste noch Bräutigam unvermittelt in den Raum treten konnten, denn Catherine beabsichtigte, ihrer Tochter ungestört den Inhalt des Kastens zu erklären, den Adeline, nachdem die Mutter ihr den passenden Schlüssel dazu überreicht hatte, staunend betrachtete, da es sich um eine Vielzahl kleiner Flaschen aus dunklem Glas handelte, sorgfältig verkorkt oder mit Wachs versiegelt, deren jede einzelne die Engelmacherin aus den Verstreungen zog, durch wel-

che die zerbrechlichen Gefäße sicheren Halt in der Kiste fanden, und der Tochter darlegte, welche Nützlichkeit die darin verwahrten Ingredienzien für den ehelichen Umgang zu bieten hätten, denn Übelkeit, Durchfall, Herzrasen, geistige Verwirrung und Tod ließen sich mit den herrlichen Stoffen erzeugen, auch körperliche Lust und Rausch versprach der Inhalt einiger der dunklen Flaschen, besonders wertvoll seien vor allem die Gefäße mit den Schlangengiften, sie vermochten die Nerven des Mannes zu lähmen und Adeline hätte die Wahl, ob sie eine Lähmung der Glieder bevorzuge, der Gesichtsmuskeln, der Lunge oder des Herzens, und die Engelmacherin wandte nach diesen Auskünften ihren Kopf und blickte die Tochter an, deren Augen sich verengt hatten, eine Mimik, die Catherine hoffnungsvoll lächeln ließ, auch wenn, wie sich in den kommenden Tagen und Wochen herausstellte, Adeline zunächst keinen Gebrauch von ihrer Mitgift machte, obwohl sich ansonsten in der Stadt ein gewisser Furor verbreitete, Unmut sich laut zu äußern begann, feste Mauern erstürmt, Gefangene befreit, nach „Freiheit, Freiheit“ gerufen wurde, während Adeline mit gepressten Lippen duldete, unter dem schwerleibigen Körper ihres Gatten sich Darm und Rippen zusammenpressen zu lassen und unter einer leidlichen Atemnot nur ablenkungsweise zu bemerken, wie tief sich sein Gemächt in ihren Unterleib bohrte, wobei sie auf eine schnelle Verrichtung der Ehepflicht hoffte, die Lider dabei geschlossen hielt, damit kein Schweiß – wie beim ersten Male – von seinem Schädel in ihre Augen tropfen konnte, und sich angewöhnte, ein Tuch neben das Bett zu legen, womit sie sich nach erledigter Begattung die Nassheit des Gatten von Bauch und Brüsten wischte und sich dann eilig zur Seite rollte, ohne über ihr Eheleben ein Wort zu verlieren, was Catherine einen ersten Zweifel über diese Verheiratung weckte, weil sie statt dessen einen Ausdruck des Abscheus erhofft hatte, der Adeline jenen zu ihrer weiteren Entwicklung dienlichen Anstoß hätte bieten sollen, doch dieser Umstand schien nicht einzutreten, selbst dann nicht, als der Herrscher aus der Hauptstadt floh, aber bald erkannt und in einem Gasthaus festgesetzt wurde, zuletzt, von den Aufständigen eskortiert, heimzureisen gezwungen war, eine

Nachricht, die Aufruhr erregte und Volk, viel Volk, zusammenströmen ließ, so dass Catherine eilig in die Schankstube zu Adeline lief und sie aufforderte mitzukommen, wenn das Lästige, immer wieder das Lästige ergriffen, der Machtlosigkeit zugeführt und zuletzt aus dem Wege geräumt würde, denn es sei eine gute Zeit, weil es nicht mehr nur der Einzelne jetzt lerne, sondern alle gemeinsam Veränderungen herbeiführten, eine Tatsache, in die sie die Hoffnung legte, dass Adeline sich von ihr mitreißen lassen möge, was jedoch nicht geschah, da im Gegenteil die Tochter sich nicht nur sträubte, sondern dem Willen der Mutter sogar Widerstand entgegenstellte und, den Blick zur Decke gerichtet, abwartete, bis Catherine fortgegangen war, um dann allerdings die Holzkiste hervorzuholen und erstmals ihrem Gatten ein Pulver in das Getränk zu mischen, der kurz darauf große Übelkeit verspürte, so dass Adeline in den folgenden Tagen wagemutiger wurde und den gesundheitlichen Zustand des Schankwirts erheblichen Schwankungen aussetzte, wobei sich die Symptome jedoch uneinheitlich äußerten und die Diagnose einer bestimmten Erkrankung erschwerten, weshalb Adeline, als sich Alphonse zum ersten Male einer ärztlichen Untersuchung unterzog, von der Ratlosigkeit des Doktors beruhigt wurde und nach geraumer Zeit eine immer größere Sicherheit im Umgang mit ihrer Mitgift entwickelte, sich mit wachsender Genugtuung an den Unpässlichkeiten weidete, die sie ihrem Gemahl in verschwiegener Form auferlegte, dabei das neue Empfinden heimlicher Machtausübung genoss und nach und nach den Gedanken entwickelte, sich von diesem Mann gänzlich zu befreien um die gesamte Schankstube in ihren alleinigen Besitz zu bringen, denn es wuchs in ihr nun doch eine Empfänglichkeit für die neuen Zeichen der Zeit, auch sie begann nach Umbruch, Schaffung persönlichen Mehrwerts und privater Altersvorsorge zu streben, so dass, als plötzlich das Blut des Herrschers an der Hinrichtungsmaschine klebte, am gleichen Tag ein Gift die Atemwege des dicken Wirtes lähmte, woraufhin sich Adeline an einen der Schanktische setzte und lächelte, während sie noch die letzten Krämpfe in den Fingern ihres am Boden liegenden Gatten betrachtete, sich sodann zurücklehnte, die Blicke durch den

Raum schweifen ließ, den sie nun als den ihrigen begriff, und eine Flasche Cognac öffnete, mit der sie die Engelmacherin bewirtete, die kam, um sie zu beglückwünschen, im Stillen hingegen eine Furcht verspürte, die Tochter habe sich zu früh des Gatten entledigt, weil sie wohl im Umgang mit der Mitgift geschickt geworden sei, aber verpasst habe, zuvor an dem nun Toten einen herrischen und bestimmten, ja, keinen Widerspruch duldenden Ton zu üben und auf diese Weise die Heimlichkeit zu verlassen, aus der allein sie bislang ihre Macht bezogen hatte, anstatt die befreiende Wirkung der hinausgerufenen Worte „ich bin und will!“ zu erproben, so dass sich Catherine die Frage stellte, ob aus dieser Wendung wohl das erwachsen würde, was sie sich vorgestellt hatte, und dieser Zweifel war nicht unbegründet, denn wenngleich Adeline eine Weile mit einem bislang selten vorhandenen Frohsinn die Schankstube reinigte und sich daran machte, den Raum nach eigenen Ansprüchen umzubauen, so ließ sich doch nicht übersehen, dass nach dem Tod des Herrschers ein alle vereinender Feind vernichtet worden war und nun jeder sich gegen jeden wandte, die Brotpreise keineswegs sanken, sondern das Lebensnotwendige gehortet und zu überbeuerten Summen verkauft wurde, niemandem mehr zu trauen war, Nachbarschaft in Feindschaft umschlug, sich Koalitionen bildeten im Namen der Macht, neue Gesetze kamen und gingen, täglich neu sich einer zum Wortführer erhob, um alle Probleme zu lösen, im darauf folgenden Augenblick schon den Kopf verlor und ein neuer Redner und Lenker an seine Stelle sprang, derweil zunehmend und bald täglich geplündert und zerstört wurde, bis auch in Adelines Schankstube eine Gruppe von nach Unbestimmtem gierigen Männern eindrang, sie den Keller durchwühlten, Nahrung und Getränke rafften, Adeline zu Boden warfen, abwechselnd ihre Körperöffnungen ruckzuck verwerteten, danach im Gebäude verweilten, so lange es ihnen beliebte, und Adeline, noch während ihr die Samen die Beine entlangflossen, die Tische für sie sauber wischte, während schon kein Brot mehr zu verteilen war, Kopfgelder versprochen wurden und Adeline in all dem Aufruhr ihr Holzkästchen hervorholte, zu den Opiaten griff und den Aphrodisiaka, sich betäubte und

lüstern machte, es mit allen trieb, die kamen, gingen und in Besitz nahmen, und zwischendrin, waren nun Tage, Wochen oder Monate vergangen, die Engelskammer betrat, wo sich in jeder Ecke, auf jedem Tisch und Regalbrett die Zeitungen, Broschüren, Flugblätter stapelten, aus denen Catherine die aktuellsten Ereignisse verfolgte, denn alles war unübersichtlich geworden, zu viele Informationen, zu viele Einflüsse und Ziele, Glaubensvorstellungen und Regierungen bestimmten die Zeit, immerhin hatte man doch die Republik, Revolution, Autonomie ausgerufen und Industrie geschaffen, Schützengräben gebaut und sich zwanzigmillionenmal totgeschossen, in kurzer Pause in grellen Kleidern zur Erfrischung der Laune getanzt, bevor erneut gemordet und sechzigmillionenmal vernichtet wurde, doch weil die eine mühevoll gesäuberte Partei sauber bleiben wollte, errichtete man eine Mauer quer durch die Hauptstadt und das ganze Land, daran rannten sich viele die Köpfe ein, bevor sie wieder niedergemeißelt wurde, alle sich in den Armen lagen, und da hätte es so schön können, denn nun konnte sich jeder ein Fernsehgerät kaufen und Leuchtreklamen erschienen in den Straßen, alles wurde bunt, bunt, bunt und laut, laut, laut, glänzend lackierte Autos strömten freiheitsversprechend durch die Gassen, aus den Fabriken quollen Schokoriegel, Gummibärchen und Mobiltelefone, der Meeresspiegel stieg um acht Zentimeter, in den Hinterhöfen standen Schafe, die machten schmerzlich Mäh, weil sie vom Klonen Arthrose bekommen hatten, in den Teichen schwammen transgene Fische und fraßen Sojaprodukte, als sich eine ganze Provinz aus ethnischen Gründen erhob und erneut Autonomie forderte, so dass aus der Hauptstadt die Panzer heranrollten, während die Provinzler Attentäter schickten, die sich unter Touristen mengten und dort zersprengten, so dass Digitalkameras und hunderte Kadaver in Fetzen durch die Straßen spritzten und Catherine mit einem feinen Haushaltstuch, das streifenfrei sauber putzt, kleine, weiche Gehirnreste von ihren Fensterscheiben wischte, bevor sie zu Adeline trat, die kichernd und mit scheelen Augen erwartete, dass ihr das siebente Kind in den Himmel hineingeboren werde, nicht jedoch von Catherine, die aufgrund der medizinischen Neuerungen

nun arbeitslos war und auf eine Fortbildungsmaßnahme wartete, die ihr die Agentur für Arbeit vermitteln sollte, wobei sich die Engelmacherin wortlos, aber immerzu fragte, was sie auf die unverständigen Augen der Tochter erwidern könne, denn es geschah ja ein Übermaß an täglich Wechselndem, in einem einzigen Satz schon müsste sie mehr erzählen und erklären, als sie selbst noch begreifen konnte, und daher blieb sie schweigsam, verlor alle Übersicht, denn schon in dieser Minute ereignet sich mehr, mehr, mehr, als berichtet werden kann.

... und die Wüste war voll Wasser zum Ertrinken

entflüssigung der gezeiten. rote staubzeit

jedenfalls. ein bett auf einer mülltüte. blau blau blau. wieder geboren öffnet sich ein blauer spalt. wohin blau ohne bart? ein schlüssel ohne bart, er öffnet, was auch immer zu öffnen ist. könnte dies ein quell von inspiration sein oder die ex kommunikation einer frau? schwere decken fallen und formen schwellen. aber ausgemergelt. und der eintritt in den tempel – endlich meiner religion – noch nie *dieses* gefühl von heiligkeit gehabt, von raum und begrenzung, von heimat. halte den atem an. schwere decken hängen blaue und gelbe und grüne himmel. baldachine. bald ein dach überm kopf und im himmel ist es schmutzig. die tür. die öffnung ist bedroht, leicht angeraut, widerborstiger samt und eine stimme, die aus aller tiefe zeugin sein will, sein kann, seidene zeugin des bruchs, seidige haut und ein blaues hemd. grau sitzen wir und regungslos worte tasten und worte füllen wenig raum. worte erfüllen nichts und fühlen vielleicht schon, was abstoßend sein könnte oder anziehend. wohin können wir ziehen? in kein gelobtes land – das ist um die ecke, ist ein körper und in ihm versteckt. ich raste und taste vorsichtig nach gold und weiß doch, dass dieses strahlen nicht lokalisierbar ist, nicht berührbar. es wärmt mich, es reißt mich hin. regungslos grau sitzen wir, während um uns herum unentschlossene frauen hin und weg hasten und planen und überlegen und hier einen gedanken drauflegen und dort einen weg nehmen. da sitzt du, ewige frau, ewiger jude, ewige fremde, immer zwischen allen stühlen, deine hochprozentige regungslosigkeit. überlegst, ob ich nach einer taktik zögere ... lasse mich hin und reißen und wir fahren ein-mal hundert-mal an einer grauen, einer unscheinbaren mauer vorbei. anfang. es brennt und wird dunkel, um die bank herum gurren tauben. wo anders könnten wir sein? kein dach überm kopf, außer im traum. der verstoß hat mit einem strahlenden lächeln statt gefunden. wir stoßen uns nicht vor den kopf. wir sind

darauf angewiesen, dass der officer uns passieren lässt. wir wollen passieren. hoffen, dass ein geschehen sein darf. ein feuchter nebel und gleich wieder sonne, denn wir befinden uns an der küste. wir sind auf das wohlwollen des wachpostens angewiesen, der die ordnung in ordnung hält. keine darf sich einschleusen, und dann ist doch auch eine zeit jenseits der ordnung. es geht mühelos in einem gleiten der sinne, das unsichtbar macht. ich befestige ein schreiben an der tür: die zeit ist gekommen.

sich der unmöglichkeit stellen, sich ihr voll und ganz stellen und fragen: wie soll ich zeilen voll schreiben, wenn die berührung einer haut unmöglich ist? wieso in diesem leben voller liebe etwas vermischen? was heißt schon l i e b e. sie ist da und sie ist weg. aber wieso diese schallwellen, diese tintenpunkte, die von irgendwoher kommen? diese tödliche freundlichkeit ist immer noch besser. was liegt dem zugrunde? dürre worte und eine unfreundlichkeit, *nein* zu sagen, so wie zu mir *nein* gesagt wurde und wird. wenn ich es auch vermeiden will, so ärgere ich mich doch. vielleicht ist mir jahrhundertlang ins haus gesperrt, in mein eigenes inneres verbannt, die logik abhanden gekommen. manchmal ahne ich, dass ich irgendwelche gesetze nicht durchschaue. manchmal bricht der schmerz wie eine wunde ins nichts geschlagen mit ausgefransten rändern blutig aus der luft, aus dem eben noch nicht da gewesenem. manchmal bricht der schmerz in diese endlose staubige öde ein und ich begrüße ihn. am staub entzündet sich mein helles blut und ich weigere mich zu kriechen. wie sollte eine, selbst sie nicht, wie sollte sie, deren aufgabe die chronik ist, durch die die zeit hindurchgeht, wie sollte sie *frau* schreiben? da ist schmerz. langsam verrinnt eine staubige zeit. stunden werden durch blutige krusten markiert. wo ist eine brandung? was ist liebe. sie ist da und sie ist weg. ich kann nichts machen. ich kann sie genießen und erleiden und kann doch immer nur reproduzieren, was ich gelernt habe, was mein fleisch schon unentrinnbar zeichnete, als ich noch nichts wusste als *die liebe sie ist da und sie ist weg*, und ich kann nichts machen. keine

verführung wäre möglich noch interessierte sie mich überhaupt. der schmerz ist da und ich weiß nicht, ob ich ihn fliehe oder suche. blutige staubzeit zerrinnt unter den fingern, in schwarzen schleifen, gelingt es nicht, diesen raum zu schmücken. ich könnte ihm nachlaufen. schamlos, ohne rücksicht, bis ins vorzimmer der wünsche wäre es möglich gewesen. ich wäre dieser empfindung hinterhergekrochen. vielleicht wäre in einer ahnung von einer unmöglichen zeit ein funkender zacken der illusion herausgebrochen. den hätte ich fest gehalten. dieser splitter von nichts, dieses leuchtende gar nichts hätte die hand zerschnitten. das leuchten wäre als tödliche infusion in mich übergegangen und ich hätte mich gefreut, wenn es auch über nichts gewesen wäre. was ist freude? wenigstens ein lächeln und die blutige, die kotbeschmierte staubzeit verrinnt, ohne etwas nennenswertes zu schaffen. die wissenschaftler beten die literatur an und nach. ich werde trockene werke schreiben, den hahn zudrehen, allen flüssigkeiten verbieten zu tun, was flüssigkeiten so tun. ich werde alle öffnungen versiegeln, vernähen, mit klammern verschließen, böse sein und nur noch an mich glauben.

die entflüssigung der gezeiten in einer strahlenden sonne, grau und grimmig. auf der oberfläche zuverlässig wird ein brocken stein. rote farbe – *blush* – aus einer anderen ordnung, blut, in eine andere ordnung laufen, entzückt durch die stadt. entzündet haben sich die steine, verwandelt in wundersame gestalten und rufen kultur. wir sehen, wie sie sich bewegen, wir sind bewegt. was haben wir nicht alles geschaffen, mühevoll, mit bunter farbe, fein ziseliert und ausgestaltet und gestalten, die unsere vergangenheit bilden. unseren reichum verdanken wir säuberungsaktionen, aufs blut bezogen. das boot ist voll. unter dem asphalt, unter dem pflaster braune erde. strand *au-dessous de la pavée*. was für nette dessous sie trägt, unzählige skelette und unzählige schreie erstickt und noch immer ein qualmen und ein lautloser tod und ein gift. experimente, bei denen das blut gefriert. wenn wir tiefer graben, finden wir in jau-chegruben, erstickt und verbrannt, immer tod. immer ungewollt.

dass ihr gelebt habt, ist euer eigentliches euer eigenes unglück, das nur euch gehört. hättet ihr geliebt, wäre alles erträglich gewesen oder noch schlimmer. überhaupt was für ein wort, eine eigene konstruktion von nähe oder bloßes benennen der geschlechtsorgane. wenigsten etwas sagen, etwas gesagt haben, einmal subjekt der rede gewesen sein in einem unhaltbaren zwischen. seid ihr sanft gewesen, oder habt ihr gekämpft? wie überhaupt ist es möglich auf diese idee zu kommen, die jahrhunderte gestaltet, eine feste ordnung eine feste burg. und was macht es auch, pech gehabt zu haben, dass etwas falsch war mit der geburt, auf falschen kanälen und mit falschen kanülen und das falsche blut und die falschen chromosomen und das falsche bett wie ein fluss ohne bett ein wirres nicht einmal mäandern durch gar nichts keine spur und doch spüren. kopflos spüren frauen, habe ich gelesen, oder hieß es sprühen?

nun ist schluss. vor lauter grauer farbe könnte ich trocken weinen. das instantane auflösen zu einer unverdaulichen brühe einen schritt vor den anderen setzen einen schnitt machen. wie etwas ändern können? bei der schneiderei, das kostet ein wenig, ist aber letztlich billiger. darauf kommt es an. eine schnur, eine richtschnur, hutschnur. der zufall des geborenen werdens, aus dem schicksal wird, geht drüber und drunter und weiter über die linie hinaus. das macht angst, das fängt an zu zittern und unsicher zu werden. die schwarze tinte färbt sich. da ist das schmuckstück, silbern. il mio tesoro ist davon geflogen. bei afro dite ist nichts durchzuhalten. was sagt sie schon? ich sage: sie ist afrikanerin. sie wurde an ihrem krausen und an ihrem geglätteten haar über die kontinente geschleift. wenn sie den mund öffnete, dann um blut zu erbrechen. die andere ordnung, keine versunkene, tastend zu suchen, sondern lippen zusammengesprengt oder weit aufgerissen, auch die augen und ihr äpfel, ihr augäpfel und stielaugen, da ist kein wunder, kein blaues. woher kommen die wörter, wo haben sie gewohnt und in welchem mund geboren wurden sie gehaucht oder ausgespuckt, fein säuberlich abgewogen, punkt genau gesetzt? wer hat und warum gesprochen?

zuspruch. das hätte sein können. stattdessen nicht einmal ein richterspruch, sondern ein aufstöhnen und ein verkniffenes zuziehen des gesichts. ist es nicht eine unverzeihliche rührseligkeit, anlässlich des schreckens zu weinen? wer's ertragen muss, kann sich den luxus gar nicht leisten – ist auch nicht zu kaufen und an der oberfläche rasen die worte dahin und entzünden sich an ähnlichkeiten. andere wortgesellschaften. darunter schwimmen nicht ganz unbeeindruckt die gefühle, nicht ganz unterschieden, durchaus nicht trübe ... *ich aber muss, so scheint es, mitten hinein*

**Etwas fürchten (...) und sorgen muss der Mensch
für den kommenden Morgen ***

Sie ist keine leidenschaftliche Aufsteherin
und liegt doch mit den Füßen in Richtung Tür im Bett,
steht behände auf,
nachdem alle drei Wecker geklingelt haben.

Schon um sieben in der Küche plaudert ihr Kopf gewaltig,
erzählt vom kommenden Tag,
von Nadelstreifen, Neidnägeln, Notrufen
– und keiner geht ran.

Dann der erste Kaffee
von nicht mehr und nicht weniger
als dreien an diesem Tag,

(sonst werden die Zähne nicht gelb, sondern braun.
Sie haben schlechte Zähne, hat die Dentalhygienikerin gesagt,
seither putzt sie die Zähne dreimal täglich,
benutzt Mundwasser und Zahnseide und eine Schallzahnbürste,
mit der sie fliegen kann,
das Bürsten ist ihr zur Reise geworden, mit der Sputnik bis zum Mond,
dreimal täglich putzt sie lange die Zähne,
die Zahnpasta spuckt sie aus, spült den Mund aber nicht mit Wasser,
Prophylaxe ist ihr Wegweiser),

dass sie morgens alleine im Flur steht, ist selbstverständlich
und war selbstverständlich schon immer so,
sie hätte sich nie in eine Ehe verkaufen lassen,
sie wird sich nie mit Kindern teilen.

Sie verpflichtet sich zu keinen Kompromissen,
wird sich niemals Topflappen über die Hände streifen,
um den Auflauf
in einer großen Schüssel in den Ofen zu schieben.

Sie hinterlässt am Morgen den Staub im Flur,
Kleider auf dem Boden,
hinterlässt ihre Wohnung ganz sich selber,
lässt sich die Wohnung im Lift durch den Kopf gehen und kehrt zurück:

Der Herd ist abgedreht,
aber sie beobachtet ihn
zur Sicherheit
noch einige Minuten,

die Kerzen sind am Vorabend erloschen,
doch sie bläst kräftig zu den Dochten hin,
den Schlüssel dreht sie und drückt die Türfalle mehrere Male,
sie wird das Tram verpassen.

Immer am Morgen, wenn sie aus dem Haus geht,
immer am Morgen auf der Straße plagt sie die Angst,
Rot nicht mehr von Grün unterscheiden zu können,
auf der Ampel nur noch leuchtendes Braun zu sehen.

Hat nicht Patrizia kürzlich von diesem Unfall erzählt,
die Polizei habe ein Zelt aufgestellt
und die Feuerwehr Blut aus den Tramschienen geschwemmt

*Am Kreuzplatz, sagte sie, sei es passiert,
am Klusplatz also?
nein, am Kreuzplatz!* wiederholte Patrizia, lachte und sagte,
Du und deine Art mit Zürich.

Sie will sich nicht verirren in Zürich,
auch wenn das vielleicht halb so schlimm wäre,
halb so schlimm,
wie wenn sie sich in Berlin verirren würde,
wenn du dort mit der Bahn lange genug in die falsche Richtung

fährst und aussteigst, warten die Neonazis schon auf dich,
hat ihr jemand erzählt,
bestimmt wird einem das in Zürich zunehmend auch passieren können.

Es wird ihr nicht mehr rechtzeitig zur Arbeit reichen,
nicht, dass sie zu einer bestimmten Zeit dort sein müsste,
aber sie hat ihr Zeitfenster, das sie beruhigt.

Sie sieht das Tram um die Ecke biegen:
Ein entarteter Wurm mit einem großen blauen Auge,
aus dem die Nummer 14 leuchtet.

Da kommt ein Mann, sie kann sehen, dass er nicht ganz bei Trost ist,
aber wer ist sie denn, wenn sie wegläuft,
er kommt mit seinem Gesicht nahe an sie ran und fragt *Bahnhof?*
Sie hält den Atem an und zeigt mit dem Kinn in die Richtung,
in die das Tram fahren wird;
er ist nicht ganz bei Trost!
Und hat vielleicht Filme über Terroristen gesehen
und weil er es nicht besser weiß, ist er auch einer geworden,
vielleicht trägt er einen Sprengsatz unter seinem Hemd
und wartet auf ein Gramm mehr Wahnsinn.

Sie hat vom kalten Wind Wasser in den Augen,
als sie sich im Tram weit von ihm wegsetzt,
die Zeitung ausbreitet und liest,
ein junger Pitbull wurde von Männern mit Baseballschlägern geschlagen,
ein Tierfreund wollte eingreifen,
da befreiten die Männer den Pitbull vom Maulkorb
und der Hund verbiss sich in das Bein des Tierfreundes.

Wieder gehen ihr die Augen über und der Magen fast mit;
sie hat keine Angst vor Pitbulls, sie hat Angst vor Schlägern,
sie hat Angst.

Sie hat Angst vor den Bildern, die zeigen,
wie in China Katzen in Säcke gesteckt und lebendig gekocht werden,
kurz hört man noch jämmerliches Miauen,

wie es mit Hummern geschieht, die nicht in Haushalten leben
und nicht miauen
und darum nur mit kleinem öffentlichem Ärger gekocht werden,
sie hat Angst, dass die indischen Kühe,
die mit stumpfen Gegenständen geschlachtet werden,
wirklich heilig sind und im Paradies Menschen zu Tode trampeln,
wahllos.

Wenn die Welt im Großen zum Fürchten ist,
wie sollte sie nicht um die Details bangen,
und ihr Tag hat Platz für viele Fehler.

Sie hat sich in die Umlaufbahn der Karrieren geschossen,
willentlich, entschlossen,
nun weiß sie nicht mehr, wer sie entschlossen gemacht hat,

sie balanciert auf einem dünnen Mäuerchen,
die Arme ausgestreckt,
die Konkurrenten kitzeln mit Grashalmen ihre nackten Achselhöhlen,

sie gehört zum Personal der alleinstehenden Freundinnen,
ihr Chef ist die Selbständigkeit, der gekündigt wurde,
ad interim regiert Stress.

Die erste Freundin ruft am Morgen an,
redet nur von sich, wie alle Freundinnen nur von sich reden
und sich alle meinen,

es gibt keine Unterschiede zwischen ihnen, die Frauen sind sich Trost,
die starken Frauen mit ihren starken Worten und sie denken:

Ich teile mich mit ihnen, wir verstehen uns,
wir verstehen uns,
und unser gegenseitiger Zuspruch ist nahrhafter als der Besuch
beim Psychologen,
der sagt, sie könne die Partnerschaft nicht einfach aus ihrem Leben
ausschließen, auch nicht die Kinder,
von denen ihre Eltern sagen, die kommen noch, auch der Wille dafür,
die Sehnsucht danach, die kommen noch,
sie sagen, *mach dir keine Sorgen*.

Mach dir keine Sorgen.

Doch sie fürchtet sich davor,
wie das Licht in ihrem Schlafzimmer steht,
hell wie in der Bahnhofhalle einige Stunden nach Mitternacht.

Bestimmt hat sie sich mit einer Krankheit angesteckt,
ohne Erinnerung an das Wo, das Wann oder bei wem,
aber die Sicherheit, dass.

Sie ist noch keine 30 Jahre alt und würde sich manchmal gerne für
tot erklären.

Sie bewegt sich kaum mehr, und wenn sie sitzt,
will sie nicht mehr aufstehen, weil sie sich davor fürchtet,
was dort sitzt, wenn sie es nicht mehr tut.

Nur die Arbeit frisst ihre Zeit für Sorgen
und rülpst sie abends aus, wenn sie alleine ist.
Dann ist sie nur noch eine Wand aus hohlen Backsteinen
und immun gegen auch nur ein einziges Gefühl.

Sie geht früh schlafen, das Bett ist ihre Insel, sie legt sich in die Mitte,
damit um sie genug Ufer ist, wenn mit ihren Träumen die Flut kommt.
Mit dem Schlafen möchte sie wirklich nicht mehr aufhören.

Denn wieder am Morgen sieht sie im Spiegel die alte Frau,
die sie eines Tages sein wird,
schon jetzt ist ihr Profil von der Stirn bis zur Halskuhle
eine gerade Linie aus Haut, nur Nase und Lippen stehen ein bisschen
hervor.

Sie liest in den Magazinen:

Die Welt ist ein offenes Tor.

Doch sie wird einfach nur älter,
Woche für Woche,
und sorgt sich Tag für Tag
ein bisschen mehr.

Und sonst ist noch nie viel passiert.

** Friedrich v. Schiller, „Die Braut von Messina“*

Notwendigkeit des gesprochenen Wortes

Nachdem das Schweigen Einzug in das Wesen des Gutsherren Karol Laub genommen hatte, zog dieser aus seinem *dwór* vor den Toren Krakaus aus.

Karol Laub verließ somit nicht nur das Haus, in dem er geboren und aufgewachsen war und das seit dem Tod seiner Eltern unter seiner Führung stand, sondern auch seine hochschwangere Frau Elżbieta und ihre gemeinsame Tochter Katarzyna.

In den Wochen vor seinem Auszug drehten die Gedanken in seinem Kopf Abend für Abend ihre Runden. Der Winter war so vorübergegangen, kalt und nachdenklich, Wilhelm hatte den deutschen Reichstag aufgelöst, der Dreibund war verlängert worden, Borodin in Petersburg gestorben. Dann war es Frühling geworden, Elżbietas Bauch immer größer, Karols Unbehagen mit dem Umfang des Bauches gewachsen. Es war April, es war kalt, Rauhereif saß auf den Scheiben, während der Wind pfeifend dagegenschlug. Die eingerollten Decken und Tücher durften ihren Platz an Fenster- und Türritzen noch nicht räumen und auch die Sommergardinen mussten noch in den Truhen warten, bis es an der Zeit wäre, die Leistung der Frühjahrssonne mit dem Abhängen der schweren Brokatvorhänge anzuerkennen.

An einem dieser Abende festigte sich Karols Entschluss.

Neben seiner Frau liegend, dachte er über den vergangenen Tag nach. Insbesondere über die Waldarbeiter und ihren Vorarbeiter Krzysztof, die nicht zu seiner Zufriedenheit arbeiteten. Er wollte Elżbieta davon erzählen, drehte ihr den Kopf zu, den Mund schon geöffnet, dem dann auch ein Krächzen, das dem Menschen eigen ist, nachdem er längere Zeit geschwiegen hat, entwich. Doch noch bevor sich dieses heisere Tönen seiner Kehle zu einem Wort, gar zum ganzen Satz über Krzysztof und seine Arbeitsmoral ausdehnen konnte, war genau dies Karol plötzlich unwichtig und nicht bedeutungs-

voll genug vorgekommen. Eine Alltäglichkeit, nichts Besonderes, gewöhnliche kleine Sorgen eben. In einer fischartigen Bewegung klappte er den Mund wieder zu. Man hätte meinen können, dass der Laut ein Räuspern oder der Beginn seines allnächtlichen Schnarchens sei.

Elżbieta lag schweigend neben ihm. Sie schien sein Ansetzen zur Rede, der Rede zu ihr, nicht bemerkt zu haben. Wahrscheinlich vernahm nur Karol den Bruch der Stille so laut, da er den Laut nicht nur hören, sondern auch spüren konnte. Es erschien ihm nun noch sinnloser, ihr Schweigen durch seine Worte zu stören.

Früher hatten sie sich abends über die Erlebnisse des Tages unterhalten, aber seit einigen Wochen schlief sie immer ein, ohne vorher mit ihm gesprochen zu haben. Wenn überhaupt noch ein Gespräch zwischen ihnen stattfand, dann war es Karol, der redete, und sie hörte zu, nickte hier und da auch, brummte vielleicht einmal zustimmend, jedoch ohne etwas zu dem zu sagen, was er ihr erzählte.

Es erschien ihm also nicht mehr notwendig, seiner Frau von seinen Schwierigkeiten mit den Waldarbeitern zu erzählen, obwohl es durchaus eben keine Nichtigkeit war, denn ständig musste er nach dem Rechten sehen, verlassen konnte er sich nicht auf sie. Nicht einmal auf Krzysztof, so sehr er ihn auch schätzte in seinem Wissen um das Land und seine Eigenheiten.

Wenn er solches nicht mehr beredenswert fand, auch nicht seine anderen Sorgen – denn je länger er über alles nachdachte, je mehr er sich in seine Gedanken stürzte, desto mehr erschien es ihm, als wäre alles irgendwie nicht wirklich wichtig. Jedenfalls nicht so wichtig, als dass man darüber unbedingt reden musste.

Selbst wenn ich Elżbieta erzähle, dass die Waldarbeiter wieder nur so tun als ob sie arbeiten, ändert es doch eben nichts an der Tatsache, dass sie nicht so arbeiten wie sie sollen. So dachte er, die

Hände über dem schweren Federbett aus Daunen gefaltn, die Finger ineinander verhakt, verknotet, die Daumen ringend, vom ständigen Kampf schon ganz warm.

Sie war neben ihm jetzt eingeschlafen, er hörte es an ihren schweren Atemzügen. Sie schlief immer schnell ein in dieser Zeit. Sie war müde, sehr müde. Ihre Lider hingen schwer über den Augen, deren Blick stumpf, deren Blick leer war. Morgens stand sie erst lange nach ihm auf, mittags lag sie schon wieder. Selbst wenn sie wach war, hatte er den Eindruck, als döse ihr Geist trotzdem weiter. Sie war abwesend, bleich, geisterte durch den *dwór* wie ein halbseidenes Schattenwesen. Und wenn sie nicht schlafwandlerisch langsam mit schleifenden Füßen durch das Haus schlich, saß oder lag sie. Ihr Körper war auf die Ottomane gegossen, er hing in den Sesseln, war zwischen die Federbetten gesunken oder saß apathisch am Flügel im Salon, die schmalen Finger weiß auf den Tasten, ohne jedoch auch nur einen Ton zu spielen.

Sie war regungslos. Träge hob sie höchstens den Arm, um sich die Haarsträhnen aus dem Gesicht zu wischen. Irgendwann hörte sie auch damit auf und das lange Haar hing unfrisiert herunter, Strähnen davon fielen knotig über ihr blasses Gesicht und ihre Schultern, man konnte sie dahinter kaum erkennen.

Sie verließ das Haus nicht einmal mehr, um Sofia zu besuchen.

Das Kind wurde nur noch von Agnieszka versorgt; Elżbieta war dazu nicht mehr imstande.

(aus: *Hintergrundwissen eines Klavierstimmers*
Roman. Schöffling & Co 2007)

Einstellung

Ich sehe Ralf dabei zu, wie er die Sesamkörner zählt, die das Frühstücksbrotchen auf dem Teller verloren hat. Bitter und ranzig brennt sich ihr Geschmack in meinen Gaumen. Ich huste und frage mich, warum die Luft hier oben nicht ausreicht.

Die meiste Zeit bin ich direkt unter dem Meeresspiegel, und nichts kann mich hinaufziehen. Die Oberfläche des Wassers liegt über mir wie ein öliger Film, aber das Atmen fällt nicht schwer. Ich bin glücklich, denn hier kann ich noch denken. Ralf sieht es anders. So geht das nicht, findet er. Lass dich nicht so hängen, sagt er. Schlüpf mit den Armen unter mich und versucht, mich aus dem Wasser zu ziehen. Ich wehre mich, ich will hier unten bleiben. Das Sprechen gebe ich auf, jeden Tag von neuem.

Ich habe keine Arbeit mehr seit zweiundachtzig Tagen. Entweder man findet gleich was Neues oder nie, sagt Ralf. Zweiundachtzig Tage sind zu nah dran am Nie, glaubt er und hofft, dass ich es nicht bemerke. Heute habe ich ein Vorstellungsgespräch, unterbreche ich das Sesamkörnerzählen. Er ist froh. Sie fängt sich wieder, denkt er vermutlich.

Im Zug, auf dem Weg von Hannover nach Frankfurt, klingelt mein Handy. Ralf. Ich warte, bis das Display sich wieder beruhigt, die Frau neben mir wirft mir konsternierte Blicke zu. Ich denke an Mohnbrötchen und wundere mich, dass ich seit Jahren keine mehr gegessen habe.

Die Sekretärin begrüßt mich beinahe herzlich und bittet mich, noch einen Moment zu warten. Ich nutze ihn, um zu tauchen. Dann schickt sie mich in das Büro eines Herrn Weidinger. Der sieht mich an, stutzt unter den Gedanken, die noch bei der hübschen Sekretärin im Vorzimmer sind, und bittet mich, Platz zu nehmen. Das Gespräch läuft gut, meine Entwürfe für die Frühjahrskollektion gefallen ihm. Ich weiß, dass ich aufgrund meiner Qualifikationen trotz der Pleite der Firma, in der ich zuvor angestellt war, die besten Chancen habe. An Chancen hat es mir nie gemangelt, nur waren sie oftmals über dem Meeresspiegel, dort wo die Luft dünn ist.

Sie werden umziehen müssen, sagt er. Er fragt nicht, ob ich das will. Eine Arbeitslose kennt kein Nein, glaubt er. Und bei vierhundert Euro mehr als im bisherigen Job erübrigen sich Fragen ohnehin. Ein Umzug macht mir nichts, überlege ich, ich wohne unter der Oberfläche, so oder so.

Sie werden hier schnell neue Bekannte finden, fährt er fort. Ich denke an Seemuscheln im geriffelten Gewand, an verästelte Korallen, an schillernde Fische, die meine Wangen streifen. Vielleicht hat er Recht. Schicken Sie die anderen Bewerber weg, sagt er zu seiner Sekretärin, sie zwinkert mir fröhlich zu und das Atmen fällt ihr leicht da oben über dem Wasser. Auf dem Heimweg kaufe ich ein Mohnbrötchen.

Wie ist es gelaufen, will Ralf wissen. Ich habe den Job, sage ich und tauche ins Wasser ein, ohne dass er es merkt. Angenehm kühl ist es hier unten, und die Laute von oben sind gedämpft und fern. Ralf lacht. Er weiß nichts von Frankfurt. Er holt den teuren Rotwein für die besonderen Gelegenheiten und ich stoße mit ihm an. Darauf, dass ich nie wieder Sesamkörner schmecken werde, ab übermorgen schon.

(aus: *Angst vor Äpfeln*. Edition Thaleia 2007)

Die Geschichte über euch

Dorfstraße und dunkler Himmel, ein Traktor zieht lange Furchen in das Feld, es riecht nach Rauch und Erde und etwas Unbegreiflichem zwischen den kalten Mauern der Häuser. Hier stand ein Silo. Es brannte ab im letzten Sommer, in einer hellen Nacht, als jemand sich langweilte, als jemand beschloss, etwas abzubrennen. Nun fahren zwei Jungs in Gummistiefeln über das Gelände, sie haben geraucht auf dem Feldweg, sie haben auf ihren Fahrrädern über Motoren gesprochen, während die Kälte aus dem Boden stieg. Zeit: Großmutterns braune Küchenuhr im Dunst der Kochtöpfe.

Es dämmt früh, die Lichter entlang der Straße gehen gleichzeitig an, über den Wiesen Nebel, über den Dächern der Rauch.

Eine Zigarettenlänge sitzt Jacek im dunklen Auto, beobachtet die Katze unter der Parkbank, sein Atem steigt als weißes Wölkchen vor dem Gesicht auf. Hinter einer der Hofmauern klappert es. Jemand bellt, sagt er halblaut, aber: Jemand kann kein Hund sein.

Das Dorf, das Haus, das Leben und eine zugeschlagene Tür, durch die Straße pulst die Stille, die Zeit. Es raucht aus den Schornsteinen, es riecht nach Kohle, nach verbranntem Plastik.

Die Küche ist warm, ist Geborgenheit, ist ein paar fallengelassene Sätze, ein kurzes Vergessen. Mit dem Öffnen der Tür ein Schwall von Kälte, ein rotes Gesicht, ein paar belanglose Worte, belanglos, weil sie jederzeit wiederholt werden können.

Jacek sitzt am Fenster, das halbvolle Glas auf dem Schoß, die fehlende Person sollte auf dem Teppich vor dem laufenden Fernseher tanzen. Sie fehlt, tanzt also nicht, hier fehlt einiges, hier ist alles an seinem Platz.

Im Frühling blühen die Bäume an der Straße, hinter den Sträuchern liegt versteckt der Garten einer verlotterten Bar, heute zieht der Dunst vom Bahndamm bis auf die feuchten Bänke, verloren plärrt ein Schlager aus der angelehnten Tür.

Józef sitzt trotz des Winters an der Holzwand des Geräteschuppens, er raucht filterlose Zigaretten, und weil die Bierflasche neben ihm leer ist, dreht er die Zigarette zwischen den Fingern und starrt auf das aufgeweichte dunkle Papier, neben ihm unbeachtet der Hund.

Öl und Gummigeruch in den Haaren, Erinnerungen an den Tag in der Werkstatt, die letzten Wörter auch bald verloren, die letzten Wörter an einem Abend wie diesem: Mehr Bier, du Hund, aber du kannst nicht vergessen, Mann, die Wahrheit ist: du kannst nichts vergessen.

Nicht vergessen zu können, das bedeutet all die Jahre Straße, Bahndamm, Zosias Gemischtwarenladen, viermal täglich ein Zug nach Süden, viermal nach Norden.

Zwischen den Zügen fanden die Kinder eine Puppe auf den Schienen, sie hatte nur noch ein Bein und war staubig, eine der Mütter warf sie fort. Am nächsten Tag wagten sie sich in das alte Toilettenhäuschen am Bahnhof und zogen ein Blechschild aus dem Schutt und Abfall. Anschließend wurde es im Wald versteckt und nach dem ersten Schneefall vergessen.

Auf der Straße vor dem Geschäft steht Grzegorz im Schnee, fast blind ohne Brille blinzelt er in das gelbliche Licht der Straßenlaternen, er hält eine Flasche Wasser wie ein Baby im Arm.

Über der Theke baumeln die Würste neben getrockneten Pilzen. Zosia öffnet eins der schweren Fässer mit Kohl, neben ihr steht ein Schulkind, das Gesicht gelangweilt verzogen, nichts Unentdecktes mehr in dieser Prozedur. Zosia, einen alten Pelzmantel übergeworfen, greift mit einem Plastikbeutel über der Hand in den Kohl, auf dem gekachelten Boden schmilzt der Schneematsch von den Schuhen der Kunden.

Fünf Nachmittage zwischen Rauchfleisch und Zosias Zigarettenqualm, das Kind setzt sich zurück auf seinen Hocker hinter der Theke, die Zeitschriften soll es nicht berühren.

Fuck Disco, fuck Fashion steht in schwarzer Schrift am bröckelnden Putz des Bahnhofgebäudes, eine Frau mit Einkaufstüten lehnt an der Wand daneben als hätte sie verstanden. Gleich wird sie in den letzten Personenzug steigen, der sie zurück über die schlafenden Felder in die Vororte bringt, in ihrem Waggon wird Olek sitzen, auf dessen T-Shirt mit Filzstift *Time* geschrieben steht. Olek fährt sich mit unsicherer Geste durch die fettigen Haare, draußen die vertraute Dunkelheit, auf Überraschungen wartet er nicht, seine Mutter wartet mit dem Essen.

Die Mädchen klettern an einer Teppichstange herum, ein freier Tag am Ende der Straße, viel gibt es nicht zu tun. Die Sandstraße liegt trocken und verlassen da, eine Bauruine ragt in den farblosen Himmel, von Zärtlichkeit sprechen sie hier nicht, kein Platz mehr, keine Zeit.

Die Mädchen haben bunte Spangen in den Zöpfen und sie reden über Liebe, über die Jungs am Sportplatz und den toten Hund von Józef, ab und zu gehen die Worte aus und sie schauen über die Wiese. Kein Thema, das nicht schon besprochen wurde.

Dominika stürzt am Morgen in das Zimmer, es ist hell geworden draußen, sie wirft sich auf das Bett. „Lieber würde ich drei, vier, fünf Nächte überhaupt nicht schlafen und bei ihm sein, bis zum Ende meines Lebens“, sagt Dominika und schläft ein. Draußen fährt mit viel Lärm der alte Lada des Nachbarn vor und in den Fensterscheiben spiegeln sich die Schäfchenwolken.

Manchmal fängt eine Geschichte so an: Ein Paar betritt den Garten eines Restaurants und sie trägt einen Strohhut.

Manchmal endet eine Geschichte so: Jemand fällt aus dem Fenster.

Man sitzt unter der amerikanischen Flagge in Konrads Haus, er serviert Selbstgebrannten in dicken Tontassen und Kompott aus den Einmachgläsern unter der Spüle. Auf den Sofakissen prangt Chica-

gos Skyline. Im Hof ein ausgeschlachtetes Autowrack, aus dessen Kühler ein Strauch wächst, zwei Hunde auf der Veranda, nebenan ein paar Schafe. Und Wald und Wald.

Der stumme Wiktor hat in Konrads Häuschen eine Liege, einen Platz neben dem Herd, tagsüber dringt er tief in die Wälder und Konrad sagt, es sei die Stille, das ohrenbetäubende Schweigen zwischen den Bäumen, das ihm die Sprache nimmt.

An der Straße durch den Ort stehen aufgereiht die Mütterchen, im Herbst mit Pilzen, im Winter mit Rauchkäse und Kompott, warten auf Kunden, in dicke Jacken gehüllt, gegen die Hände hauchend, die Flasche stets griffbereit in der Tasche. Sie starren den fremden Autos nach, ihren Gesichtern ist kein Alter mehr abzulesen, keine Regung.

Es ist später Nachmittag, umgeben von Verwandten und Freunden ihrer Eltern hat sich Ala den Bauch mit Torte und Keksen voll geschlagen, hat Glückwünsche entgegengenommen und Geschenke ausgepackt. Nun sitzen am hinteren Ende des Tisches die Männer, sie trinken Schnaps aus den kleinen Fünfzig-Gramm-Gläschen, die Beine unterm Tisch ausgestreckt und spielen konzentriert Skat. Am vorderen Ende läuft der Fernseher, Krankenhausserie, die Frauen stochern noch immer im Kuchen und plaudern über Dorfgeschichten, die Bekannten, die Kinder, während es hinter den gerafften Vorhängen schon wieder zu dämmern beginnt.

Ala aber steht im Flur, neben den Mänteln vor dem Spiegel, hinter der Tür das heisere Gelächter ihrer Namenstagsgäste, und mit gespitzten Lippen sagt sie zu ihrem Spiegelbild: „I love you baby.“

Gespinster, mein Schnee

In dieser Nacht wie jeder anderen.

Ein Schiff geht unter, ein Mensch kommt unter die Räder, ein anderer stürzt mit dem Flugzeug ab oder sein Fahrzeug verunglückt auf eisglatter Fahrbahn. Sein Leben verliert man im Schnee oder im Juli oder man kommt sich selbst noch zu Lebzeiten abhanden, verliert den Boden unter den Füßen, das Gleichgewicht, sein Gesicht; man gerät ins Stolpern und schlägt der Länge nach hin, wenn einen am helllichten Tag der Schlag trifft und man mit ausgerenkten, stocksteifen Gliedern auf der Erde zappelt und wildfremde Leute offenen Mundes stehen bleiben. Die Ungleichzeitigkeit einander widerstrebender Empfindungen verzerrt ihre Gesichter zu Fratzen: Erbarmen, das ich empfinden muß und der Ekel, der unkontrolliert aus meinen Eingeweiden strömt, die kalte Verachtung des Schwächeren, die instinktive Abwehr fremden Leidens, mein dünner Triumph: ich gehöre auf die andere Seite!

Nur der Fallsüchtige hat es nicht nötig, zu heucheln: wie sich im Bruchteil von Sekunden die Gewichte zu seinen Ungunsten verschieben; die Welt abzüglich meiner selbst aber bleibt mir verschlossen. Zwar stehen meine Augen weit offen, doch ist kein Lidschlag, der den Pupillen Schatten spendete. Bin blind wie bei Geburt.

Wenn es im eigenen Bett geschieht.

Sogar im Schlaf ist es möglich, ums Leben zu kommen. Der Tod ist dann dessen natürliche Verlängerung, ein gnädiges Geschick. So möchte ein eingeborener Feigling am liebsten die Welt verlassen, einschlafen oder entschlafen, wie man in diesem unwiderruflichen Falle sagt, um niemals wieder aufzuwachen.

Es war besser so, für alle Beteiligten, sagen die Leute.

Denn wer ist schon geduldig genug, ein letztes gewichtiges Wort, diese Unwahrscheinlichkeit, abzuwarten? Wer wollte dem Ächzen und Stöhnen, dem Klappern morscher Knochen sein gesundes Ohr leihen? Wer wollte freiwillig mit ansehen, wie der kalte Wind einem Leib bis ins letzte Glied fährt, der kalte weiße Mond einen schlaffen

Bauch bläht, der kalte Finger Gottes dir die Kehle hinunter fährt, wie jener, den es nicht gibt, sein Kind heim in seinen kalten Schoß holt, sein blasser Finger tief in deiner wunden Kehle, hinab bis in die pulsierenden Organschwämme, die Blutadern; in jede einzelne von ihnen steckt Gott höchstpersönlich einen Finger, um ihr Feuer zu löschen. Du schnappst nach Luft, aber eine riesige blutfleckige Hand hält dir das Maul zu. Noch einmal bäumst du dich auf. Dann steht der Wind still.

Am Himmel hängt der Mond ordentlich an einem Hacken. Die Finsternis, gleichgültig wie Schnee. Ein Hund bellt. Den Platz überquert Arm in Arm ein spätes Paar. Das Klicken der Schuhe der Frau. Lachende Fischmäuler, bereit für die Pfanne.

Was bildest du dir eigentlich ein! Nicht weil du gerade gestorben bist, bricht morgen kein neuer Tag an!

Den Rest der Nacht bringe ich damit zu, alle deine Sätze auszura-dieren. Stattdessen ritze ich meine eigenen in den Sand. Weil ich der Welt meine Taten jedoch keineswegs zu erklären gedenke, erfinde ich kurzer Hand eine neue Sprache, deren Regeln ich im Augenblick wieder vergesse. Niemand wird meine Botschaften entziffern können. Keine Sorge, ich werde es nicht zulassen, daß sie uns auf die Spur kommen.

Freitags gibt es immer Fischsuppe.

Zuerst stopft sie die lachenden Köpfe in einen Nylonstrumpf und bindet ihn oben zu. Dann fügt sie Möhren, Kartoffeln, Zwiebeln und Lorbeerblatt bei. Es ist eine nahrhafte, billige Suppe, der ich mit zwei bis drei Tellern ordentlich zuspreche. Dazu reichlich weißes Brot. Dann kocht sie mir eine Kanne starken schwarzen Tee und ich verschwinde für den Rest des Tages an meinen Schreibtisch. Wohlklang zu erzeugen aus Autobahnen, Geschirrspülmaschinen, Talkshows und Digitalkameras lautet die Aufgabe, die ich mir selbst gestellt habe. Ich arbeite an der Verschönerung oder Umformung der Welt, dabei greife ich auf antike Versmaße zurück, ein Widerspruch oder Abgrund, an dessen Rändern ich sonnenbade. Sie schreibt es mir später ins Reine, manchmal diktiere ich ihr meine Verklärungen

auch und sie bewundert mich dafür, wie es nur jemand vermag, in dessen Adern dasselbe Blut fließt.

Unschön ist meine Schwester in den Augen der Welt, plump möchte man sie fast nennen. Und hat es nicht sogar den Anschein, als balanciere sie einen Buckel auf ihrem Rücken? Auf jeden Fall hat sie sich rasch mit meinen besonderen Gewohnheiten vertraut gemacht. Sie folgt mir aufs Wort und auf ihr nicht allzu großes Opfer hat sie sogar einen Reim gefunden. Er lautet: Verzweiflung. Dafür lobe ich sie und küsse sie in das feste Fleisch ihres Nackens. Nur die Verzweiflung ist des Menschen würdig, flüstere ich ihr ein, nur die Verzweiflung rechtfertigt unsere Teilnahme an diesem Zirkustreiben.

Das Beste an ihr sind die Suppen und Breie, die sie unermüdlich für mich erfindet und mit allerlei Kräutern verfeinert, weil meine Zähne schließlich keine Hauer sind, weil sie nicht beißen wollen, reißen wollen, weil meinen Schleimhäuten die Vorstellung widerwärtig ist, beim Kauen an Hartes, Unverdauliches zu stoßen, womöglich auf Knochen. Brei und Suppe und weißes Brot ohne Kruste, die bekommen die verfressenen Spatzen auf meinem Fensterbrett.

Die Welt, wie sie wirklich ist, sehen wir uns lieber im Fernsehen an. Ich halte sie dazu an, alles aufzuschreiben, damit mir das Material nicht ausgeht. Wir schauen bis tief in die Nacht und die Scheußlichkeiten, das Abstoßende und Widernatürliche will und will kein Ende nehmen. Um nicht einzuschlafen, trinken wir jeder eine Kanne Tee. Sonst brauchen wir nichts. Nur einander, damit wir nicht vergessen, für wen unser Opfer jeweils bestimmt ist.

Ich mache das alles wieder gut, ist der Zauberspruch, mit dem ich meiner Schwester am frühen Morgen eine gute Nacht wünsche, ich mache das alles wieder gut, meine Verse sind klares Wasser. Du kannst deine Haare in diesem Wasser waschen und alles ist wieder gut, du trägst keine Schuld mehr oder keine Schuld, auf die deine Aufopferung für mich nicht die rechte Antwort wäre. Ich wasche dich rein. Und du kochst mir Suppe. So lautet unser Vertrag.

Ich halte sie an, sich vor dem Schlafengehen die Augen zu schminken. Die blasse Haut meiner Schwester. Ihr roter Mund, als habe sie Blut getrunken. Ich will dir einen feierlichen Namen geben, ich will

dich Ernestine heißen. Dann gehen wir auf unsere Zimmer und sprechen, jeder für sich, ein Gebet und stecken, jeder für sich, die große Zehe unseres linken Fußes in die Schlaufe jenes langen Bindfadens, der uns im Traum von den Träumen des anderen erzählt.

Von Zimmer zu Zimmer hab ich den Faden ausgelegt, auf daß kein Zucken uns verloren gehen möge, nicht die kleinste Regung. Der Bruder will alles von mir wissen und ich, weil er es so beschlossen hat, alles von ihm. Er murmelt Verse im Traum. Er schläft unruhig und ich antworte auf seine Unruhe mit der Unruhe meines linken Fußes. Das Maul verstopf ich mir mit einem kleinen Kissen. Er selbst hat es für mich ausgemessen und seine Fliederfarbe bestimmt. In ihm sind alle meine Schreie verschlossen, aus denen er seine schönsten Verse destilliert. Seine Verse sind meine Schreie und meine Schreie sind seine Verse. Durcheinanderbringen! Alles durcheinander bringen! ist seine Devise und mir gefällt seine Entschiedenheit, die Dinge unter allen Umständen auf den Kopf zu stellen.

Unsere Spuren zu verwischen war das erste, das er mich gelehrt hat, als ich damals zu ihm kam.

Ich suchte Unterschlupf. Auch ich war am Ende, und wenn ein Mensch am Ende ist, kann jeder alles von ihm fordern. Man fragt nicht viel und ist dankbar dafür, in einem warmen Zimmer ausruhen zu dürfen. Ich war sehr müde und wunderte mich nicht oder kaum, oder versuchte, vor mir selbst so tun, als bestünde zur Verwunderung kein Anlass. Und als ich begann, mir Sorgen zu machen war es längst zu spät. Er hatte die Länge des Fadens von seinem zu meinem Bett längst ausgemessen, er hatte mir Schmerz verordnet und ungestillte Lust. Und ich erkannte mich wieder in dieser Strafe wie in keiner meiner Freiheiten zuvor. Und lernte den robusten Bindfaden zu lieben, Suppe zu kochen, den Wechsel der Jahreszeiten vom Fenster aus zu beobachten und ihre Gerüche in meiner Vorstellungskraft zu potenzieren. Mich statt für den Tag schön zu machen für die Nacht.

Er nennt mich Ernestine.

Ich soll meinen richtigen Namen vergessen.

Ich soll das Leben vergessen, denn es ist nicht der Rede wert. Du siehst im Fernsehen, wie es draußen zugeht! Sie kennen das rettende Wort nicht. Kennst du das rettende Wort, frage ich, hin und her gerissen zwischen Hingabe und Auflehnung. Aber er antwortet mir nicht und schaut stattdessen aus dem Fenster. Er sagt: koch mir Tee. Und ich koche ihm Tee. Dafür schenkt er mir einen Vers. (Er kann es nicht wissen, wie überdrüssig ich seiner Verse längst bin!)

Es ist ein Zwischenraum, den er mir vorschlägt, Limbus oder Vorhölle genannt. In diesem Durchgangslager flattern aufgeregte Seelen ungetaufter Kinder und jener Unglücklichen, deren Schuld noch nicht geklärt, deren Strafe noch nicht bemessen ist. Die Zeit vergeht hier in schweren Träumen und diesem Halbschlaf, sagt mein Bruder, ist ein Vorgeschmack auf die Ewigkeit. Ich kneife die Augen zusammen, entschlossen, seinen Worten unter allen Umständen Glauben zu schenken. Mich einverstanden zu erklären mit meinen Nächten und Tagen.

Am Nachmittag stücke ich mir Gesellschaft zurecht, Geschöpfe mit langen Armen und Hälsen wie Giraffen. Kariert gepunktet gestreift. Puppen ohne Augen. Oder mit einem halben Mund. Mit Hüten auf riesigen Köpfen. Auf die Hüte verwende ich die meiste Sorgfalt. Die Hüte sind am allerwichtigsten. Warum ausgerechnet die Hüte, fragt er mich, denn er will alles von mir erfahren. Damit einem nicht die Gedanken davon fliegen, antworte ich ohne lange nachzudenken und er lacht.

Du und deine Hüte, sagt er, deine Hüte und meine Verse. Das sagt er wohl, damit die Proportionen gewahrt bleiben.

Echten Weihrauch hat er sich kommen lassen. Man kann in der Wohnung kaum noch atmen, doch er verbietet mir, die Fenster zu öffnen. Wenn ich nach Luft schnappe, muß er schallend lachen. Was er nicht wissen kann ist, daß ich in der Brust meiner Puppen kleine Steine versteckt habe.

Diese Schwester ist ein Glücksfall.

Weder zu dumm noch zu klug. Sie folgt meinen Gedankengängen, die sie nur bis zu einem gewissen Grad begreift. Der Rest erfüllt sich

mit Andacht. Was es nicht gibt, predige ich meiner gebildeten Schwester, ist das *Ding an sich*. Es gibt nur die Art und Weise, die Perspektive, unter der man ein Ding betrachtet. Sie muß lernen, die Welt mit meinen Augen zu sehen. Unsere Augen haben schließlich dieselbe Farbe, füge ich zur Rechtfertigung hinzu, oder hast du das etwa noch nicht bemerkt?

Weil das Telefon ununterbrochen läutet, weil wir in den unpassendsten Augenblicken immerfort mit Belanglosigkeiten belästigt werden, habe ich das Kabel leider durchtrennen müssen. Seitdem haben wir endlich unsere Ruhe. Wenn es an der Tür klingelt, sind wir einfach nicht da. Man muß verstehen, daß wir Wichtigeres zu tun haben, als Gäste zu empfangen, die unangenehm riechen und Kleider tragen, deren Geschmack nicht dem unsrigen entspricht. Es ist das gute Recht eines jeden Menschen, sich zurückzuziehen, wann und wohin es ihm gefällt. Bevor ich der Schwester endgültig untersagt habe, das Haus zu verlassen, habe ich sie Vorräte angelegen lassen. Wenn diese verbraucht sind, werden wir weiter sehen. Wir essen heute Bohnen und morgen Linsen und übermorgen trinken wir drei Liter Leitungswasser. Das dämpft den Hunger und soll im Übrigen sehr gesund sein, wie man liest. Später, wenn alles verbraucht ist, wird mir schon einfallen, wie es mit uns weitergeht.

In einem Versteck bewahre ich mehrere Kartons Schokolade auf, von denen niemand etwas weiß. Seit gestern näht sie an einem Hut, der unmöglich für eines ihrer Gespinste sein kann. Ist er vielleicht für mich bestimmt?

Ich werde sie aus reinen Höflichkeit danach fragen, obgleich mich ihre Kreationen nicht wirklich interessieren. Sie wird mir langsam verrückt die Schwester. Bedenkt man, wie dumm sie war, als sie zu mir kam, einen enormen Rucksack auf dem unebenen Rücken, ist das ein großer Fortschritt. Ich muß ihr bei Gelegenheit einmal ein Kompliment verabreichen. Sie soll wissen, wie stolz ich auf sie bin. Bevor ihr womöglich Zweifel kommen. Es liegt in der Natur der Sache, daß Hingabe Zweifel gebiert. Und Zweifel, weil man sie nicht aushält, wiederum Hingabe. So kommt am Ende alles in Ordnung.

Bedenke, sage ich, was du ohne mich wärst! Aber sie hört mir gar nicht zu, sondern näht weiße Federn und weiße Seidenblumen an einen weißen Hut. Für wen ist dieser Hut, frage ich, aber sie antwortet mir nicht. Vielleicht gibt es zu Weihnachten Schnee, versuche ich es auf die träumerische Tour, aber sie antwortet mir nicht. Warum antwortest du mir nicht, frage ich sie noch einmal und da beginnt sie zu singen.

Zum Abendbrot malt sie sich ein fremdes Gesicht aufs Gesicht. In der Suppe hat sie Steine versteckt. Sie nennt diese Suppe Herzsuppe, ein Festtagsschmaus. Und meine Faust in ihrem Gesicht bringt sie heute nur zum Lachen.

Dein geborstener Mund, Liebste, sage ich, begreif doch ...

Ich begreife es und ich begreife es nicht, denn die Innenseite meiner Haut ist hell von Frühjahr. Ich will hinunter auf die Straße und Blumen pflücken, auch wenn ich nicht weiß, wem ich sie schenken soll. Das Leben, wie ich es an meinem Leib erfahre, ist eine Haltlosigkeit. Niemand weiß Rat. Selbst meine Puppen nicht.

Der Bruder diktiert mir Verse. Sie handeln vom Abschied. Sie handeln von uns. Ich sage: lass uns eine Reise machen. Ja, eine Reise, antwortet er und beginnt, von unserer Kindheit zu fabulieren.

Unsere Kindheit war nicht schön, sage ich, sie war schrecklich. Die Mutter bindet uns an Bäumen fest. Ich weiß keine Bäume, sagt er. Der Vater hat statt eines Gesichtes einen Hacken, sage ich. Am Sonntag kommt er, um mit uns Vanilleeis essen zu gehen. Wo denkst du hin! Der Vater hat kein Geld für Vanilleeis. Nur für schnelle Wagen und Weiber, sagt die Mutter. Eines Tages kommt er einfach nicht nach Hause zurück. Die Mutter geht von nun an Abend für Abend aus. Sorgfältig radiert sie sich die Falten aus dem Gesicht und malt sich die Lippen rot. Und wir bleiben allein zu Hause. Und weil du unter meinen Schreien keinen Schlaf findest, bindest du mir einen Faden um den großen Zeh und es ist endlich Ruhe. So sanft bist du mit mir gewesen, mein Bruder, bevor du langsam verrückt geworden bist.

Soll ich wie du meine Erinnerungen vergessen? Soll ich mir Namen ausdenken für meine Puppen? Soll ich sie befragen als seien sie aus Fleisch und Blut und nicht aus Stoffresten gemacht?

Aber mein Bruder schweigt. Dann fallen ihm Verse ein, doch er sagt sie so schnell auf, daß ich sie unmöglich mitschreiben kann, doch jedes zweite Wort ergibt immer noch den Schatten eines Gedichts: ein raues, bitteres Gebilde, es stolpert dahin, wenn man es laut liest und hat gerade so viel Sinn wie die Hüte, die in die leeren Gesichter meiner Gespinster ragen. Von nun an muß der Bruder *meinen* Versen lauschen. Er muß sie auswendig lernen und hersagen und mir anschließend genau erklären, was sie bedeuten.

Schau deinem Gegenteil ins Gesicht, sage ich! Schau mir ins Gesicht!

Die beiden da am Fenster.

Sie sind nicht alt und nicht jung. Sie stehen nebeneinander, doch ohne sich zu berühren. Woher ich ihre Adresse weiß, verrate ich nicht, aber ich komme jeden Tag her, um sie zu besuchen. Unter einem Vordach auf der gegenüberliegenden Straßenseite stelle ich mir vor, wie sie im Haus von Zimmer zu Zimmer laufen als suchten sie etwas. Ich glaube aber nicht, daß sie wirklich etwas suchen. Ich glaube, es ist nur ihre Art, sich die Zeit zu vertreiben. Manchmal treten sie ans Fenster.

Sind sie ein Paar? Was tragen sie für merkwürdige Hüte? Wir grüßen einander zwar nicht, aber die Frau weiß, daß ich sie beobachte und ich glaube, daß sie stolz darauf ist, daß ich ihr Zeugin sein will. Älter ist sie geworden, doch ich erkenne sie auf Anhieb wieder an der Art wie sie den Kopf hält und an ihrem zierlichen Buckel. Von ihm habe ich nur gehört, allerdings nichts Gutes. Dieser Mann ist verrückt, aber da sie nicht wusste wohin, ist sie zu ihm gegangen. Sie hatte sich müde gesucht nach mir, denn ich hatte mich sehr gut vor ihr versteckt.

Und diese Hüte, was sollen eigentlich diese Hüte, möchte ich sie gerne fragen. Was hast du dir da nur wieder ausgedacht!

Ach, ich kenne dich! Diese Angewohnheit, Glitzerpapier zu Sternen zu falten, in der Wohnung zu verstreuen und dich weg zu träumen. Dann wieder fuhr sie tagelang kreuz und quer mit der U-Bahn durch die Stadt. Auf keinen Fall wollte sie die Polizei einschalten, denn sie wusste, daß man ihr nicht glauben würde. Ich aber wollte von ihr immer nur Geld. Sie ist nicht meine Freundin. Sie ist nicht meine Mutter. Ich bin nicht mit ihr verwandt. Sie ist irgendeine Person, die sich irgend eines Tages ungefragt in mein Leben eingemischt hat. Sie hungerte nach einer gewaltigen Enttäuschung und ich habe sie so bitter enttäuscht wie ich konnte.
Wir sind quitt.

Von Stund an wirst du meinen Versen lauschen, ob es dir gefällt oder nicht. Wirst meine Hüte tragen, ob es dir gefällt oder nicht. Das Gegenteil deiner alten Ordnung ist das Wasserzeichen deines neuen Lebens.

Tag für Tag wird mein Bruder ein klein wenig schwächer. Statt Suppe gibt es nun zu jeder Mahlzeit Worte. Essen ist ungesund, besser man trinkt nur Wasser. Klares Wasser, trüb wie meine Gedichte, in denen tote Fische an der Oberfläche schwimmen. Tote lachende Fische.

Soll ich das Mädchen von der Straße zu uns herauf bitten? Soll ich sie einladen, uns Gesellschaft zu leisten? Soll ich versuchen, ihr zu erklären, was wir miteinander vor haben?

So lange ich denken kann, habe ich mir eine Freundin oder Schwester gewünscht, einen Pflock, an dem man mich anbindet zur Nacht. Leider mußte ich mich mit meinen Puppen begnügen. Wir haben versucht, einander hereinzulegen, aber ich habe den Betrug als erste durchschaut, habe den Faden durchtrennt und liefere uns hiermit den Ungeheuern aus: macht mit uns, was immer euch beliebt!

Wo sind unsere Kinder hin, frage ich dich, wo hast du ihre Leichen vergraben? Wenn du es mir verrätst, koche ich dir Suppe, versuche ich mich bei ihm einzuschmeicheln. Und lese auf seinem Gesicht die Ratlosigkeit, mit der er seinen Hunger gegen seine Würde abwägt.

Warten wir noch ein paar Tage ab, schlage ich vor, dann wird sich dein Magen gewiss für die Suppe entscheiden.

Noch einmal: wo hast du unsere Kinder vergraben?

Aber er tut nur so als schlafe er. Vielleicht hat er doch noch nicht aufgegeben und wartet nur auf den rechten Augenblick, um mir meine Küchenmesser zwischen die Rippen zu jagen.

Lieber Bruder, sage ich, wusstest du eigentlich schon, daß es kein Leben nach dem Tode gibt?

Lange genug habe ich auf allen U-Bahnhöfen der Stadt nach deinen roten Schuhen Ausschau gehalten. Niemals hätte ich geglaubt, daß im Gegenteil du mich finden würdest!

Schau nur, wie ich das Kaninchen häute, das mein Bruder ist oder war, vielleicht kannst du in der Küche doch noch etwas von mir lernen. Es ist nur ein sehr gewöhnliches Kaninchen mit geschecktem Fell. Sei beruhigt, nichts was Bruder und Schwester einander haben zustoßen lassen, geht über das gewöhnliche Maß der Peinigungen hinaus, die Menschen im Laufe langer Gemeinschaften für den anderen ersinnen.

Hast du genug gesehen?

Bist du endlich zufrieden?

So verschwommen wie nach wochenlangem Wassertrinken und Wörterfressen mein Bruder, ist der Mensch im Allgemeinen, nicht wahr? Eigentlich nur so ein schiefer kleiner Traum, der um ein stabiles Knochengerst schlottert. Oder der eine Blick, den ich in die Augen derjenigen werfe, die unten auf mich wartet und die immer noch meint, auf einen Blick könnte etwas anderes folgen als immer wieder nur ein Blick und ein Blick und ein Blick.

Los, ruf jetzt endlich die Polizei.

Vor einer anderen klapprigen Garage standen wir und probten auf den Fahrraedern der Vaeter. Die Wiese hatte ihre Farbe verloren, der Geruch des Fallobsts verschwand hinter erstem Rauch, in einem anderen Garten das Klaeffen eines Koeters. Wir drehten unsere Kreise, wechselten uns ab, erst viel spaeter hoerten wir einen von uns leise schluchzen, er stand am Rand und hieb noch immer auf den toten Koerper ein, das Fell des Tieres hatte kahle Stellen, wo die Rippen waren, es muss wohl sehr hungrig gewesen sein, wir stellten uns noch fester in die Pedalen, August, wir hoerten auBerdem die letzten Muecken summen.

Die duennen Holzgestelle an den Waescheseilen, wir rannten den Huegel hinauf, einen Arm in der Luft, weit oben das bisschen Pergamentpapier, das bisschen Farbe an der langen Leine. Und unten stand das Haus hinter der groBen Sauerkirsche, stand in dem Schatten auf dem Fensterbrett der groBe Eimer mit der Seifenlauge, den sie dort hatte stehen lassen, um uns zuzusehen. Sie klatschte leise, wir rannten zurueck, ein Rahmen gebrochen, und an den Raendern des Eimers der Kohlenstaub, eine duenne Schicht, die sich auf dem Wasser abgesetzt hatte.

Und unter den Fenstern, wo sie die Tauben aus ihren Verstecken jagten. Die Kirschen auf dem Pflaster langsam ihre Farbe verlieren sahen. Sich Geschichten ausdachten zu vielleicht einem unbekanntem Geraeusch, das ihnen auf einer der StraBen begegnen konnte. Und nach den Tagen heimkehrten, das Schweigen der Vaeter, die sauberen Tischtuecher, die Stimmen aus den Rundfunkgeraeten, und die jungen Erbsen auf dem Teller, die nach dem ersten Auftauen nicht mehr eingefroren werden duerfen.

Hinter den Pappeln die jungen Pflanzen im Mutterboden, am Abend sprachen die Vaeter ueber die Zaeune hinweg, die frisch gemachten Beete. Und ein Forkenstil an die Wand gelehnt, das leise Geraeusch von Holz auf verputztem Weiß, und draußen in den Feldern waren wir bemueht, nicht im Raps einzuschlafen.

Im Fruhsommer schlugen wir Haken in die Oesen der Planen, und erst in der Nacht bemerkten wir die ploetzliche Kaelte des Bodens. Einer hatte sich in den Straeuchern verfangen, er kam lange nicht wieder. Wir erzaelhten keine Geschichten. Der Wind kam von Norden her, und die Haare lagen noch schwer auf dem Gesicht, als die Mutter am Morgen weiße Broetchen schmierte, und uns schickte, noch einmal die Haende zu waschen.

Erbinnen

Im Jahr, nach dem mein Vater gestorben war, begann ich endlich, mich normal zu fühlen. Ich arbeitete weniger, ich verdiente weniger, ich soff weniger, war seltener depressiv und seltener krank. Nora trennte sich von ihrem Mann, Jade hörte auf, sich die Haut von den Fingern zu pellen, und unsere Mutter begann, das Erbe zu verjubeln. Insgesamt schien es bergauf zu gehen.

Jade hatte mal angekündigt, wenn Vater sterbe, werde sie auf seinem Grab tanzen. Aber nichts wird so heiß gegessen, wie es gekocht wird. Und das gilt auch für das Tanzen auf Gräbern.

Seit Vater tot ist, verstehen wir uns immer besser. Neuerdings gehen wir sogar zusammen spazieren, Jade, Nora und ich. Wir hören den Vögeln zu. Alles ist friedlicher geworden. Nora schwärmt von unserem Vater, und Jade und ich hören still zu. Wenn wir dann nach Hause kommen, in das Haus meiner Mutter, kochen wir ein gigantisches Essen. Ich mache die Suppe, Nora die Hauptspeise und Jade das Dessert.

Die beiden haben sich dran gewöhnt, dass ich kein Besteck benutze. Weil ich nichts Metallenes in der Nähe meines Gesichts haben will. Das könnte ins Auge gehen. Haha. Ich esse, soweit wie möglich, mit den Fingern.

An der langen Wand im Esszimmer hängt zwischen anderen Bildern das große Familienfoto. Wir fünf vor dem Haus. Mutter, Jade und ich sitzen auf einer kleinen Bank. Jade schaut herunter auf ihre Hände oder vielmehr auf einen roten Seidenschal auf ihrem Schoß, unter dem sie ihre Hände verbirgt.

Nora steht mit Vater hinter uns. Das Foto ist nicht eben vorteilhaft. Es war nicht als offizielles Familienbild gedacht, als es aufgenommen wurde. Kurz zuvor hatte Vater die Fassade streichen lassen, und von der Silberhochzeit der Eltern stand noch die Blumendekoration an der Haustür, zwei Rosenstöcke, schlank und gerade wie Wachsoldaten.

Später, als Nora heiratete, wollte Mutter unbedingt eine Familiengalerie im Esszimmer einrichten. Und da stellte sie fest, dass es kein anderes Foto von uns allen gab, als das, das kurz nach der Silberhochzeit vor dem Haus aufgenommen worden war.

Als Kind war Nora Vaters Liebling. Deshalb schaute ich immer genau hin, was sie mit ihm machte. Aber so oft ich auch hinsah, sie machte nichts. Wenn Vater irgendwo etwas aufräumte oder reparierte, stand sie nur daneben und schaute ihn an. Sie sah ihm nicht zu, sie sah ihn an. Sonst nichts. Aus blauen Kulleraugen umrahmt von goldenen Korkenzieherlocken ein Blick verklärter Liebe. Sie hätte jederzeit die Sisi spielen können. Ich hätte sie gern in der Luft zerrissen.

Wo immer unsere Familie hin kam, überall fand sich jemand, der uns diesen verstaubten Operettentitel entgegenblökte: Das Dreimäderlhaus! oder auch, in der verschärft wienerischen Version, „Dreimäderlhaus“. Es gab in den 60er Jahren massig Leute, die diese vermaledeite Operette kannten. Vermutlich war sie im Fernsehen gezeigt worden. Jedenfalls bewirkte sie, dass wir immer und überall als potentieller Volkstheater-Nachwuchs dastanden. „Das Dreimäderlhaus“ zusammen mit dem Ausruf „Der arme Vater!“ war das Mantra unserer Kindheit. Später kam die Variante „Dann ist der Vater ja der Hahn im Korb“, was zwar charmanter klang, den Kern der Sache aber genauso wenig traf.

Posthum muss ich sagen, dass sie mit „der arme Vater“ näher dran waren.

Nach dem Essen spielen wir Bridge. Jade ist sehr rechthaberisch. Manchmal nervt sie mit ihrer spitzen Stimme. Trotz der neuen Harmonie sind wir immer alle drei hellwach, haben die Antennen ausgefahren und wie in alten Zeiten auf gegenseitige Belauerung eingestellt.

Streit um das Erbe hat es nicht gegeben. Die Sorge, Nora könnte mehr bekommen, war überflüssig. Jede hatte nur ihren Pflichtteil bekommen. Vater hatte kein Testament gemacht. So war der Löwenanteil an Mutter gefallen. Sie hatte bei der Gelegenheit erfahren, dass schon vorher die Hälfte von allem ihr gehört hatte und war darüber sehr erstaunt. Sie schien nicht damit gerechnet zu haben, dass diese Ehe noch irgendwelche Vorteile für sie auf Lager haben könnte.

Nun war sie also durch den Todesfall in zweifacher Hinsicht reicher geworden. Aber genau besehen war damit die Gefahr nicht gebannt, sondern größer geworden. Denn jede von uns Töchtern weiß: wer als erste die Skrupel über Bord wirft und Mutter um Geld angeht, wird den Sieg davontragen. Mutter wird über der ersten, die sie um Unterstützung bittet, das Füllhorn ausleeren, ohne zu überlegen, was danach kommt. Sie benimmt sich, als hätte sie einen Goldesel geerbt und nicht ein marodes 50er-Jahre-Haus, auf dessen Dach grünes Moos sprießt.

Außer dem Haus blieben uns ein paar Aktienpakete und jede Menge Erinnerungen. Sie hängen in den Ecken und Winkeln der Räume wie Spinnweben oder kommen plötzlich zwischen den Möbeln hervor wie Wollmäuse bei Durchzug.

Einmal hatte Vater mich nachts aus dem Bett gezerrt und verdroschen. Ein Freund von mir hatte sein Mofa vor seiner Garage stehen lassen. Es war einfach nicht angesprungen, also hatte er es kurzerhand dagelassen und war zu Fuß nach Hause gegangen. Als Vater spät von einer Sitzung zurück kam, musste er das marode Mofa wegschieben, um in seine Garage fahren zu können.

Ich lag im Bett und wurde wach als die Zimmertür aufflog. Mit drei schnellen schweren Schritten war er an meinem Bett und zerrte mich am Arm unter der Bettdecke hervor. Ich wusste nichts von dem Mofa. Ich glaubte, schuldig zu sein, weil ich bequem in meinem kuscheligen Bett lag, während er für uns das Geld verdienen musste. Deshalb war ich nicht besonders überrascht über die Schläge.

Aber in der Zeit darauf fing jedesmal wenn ich im Bett lag und ein Geräusch draußen im Flur hörte, mein Puls an zu rasen. Es ist ein merkwürdiges Gefühl, wenn man im Halbschlaf ist und plötzlich das Herz losbrettert wie bei einem 1000-Meter-Lauf. Auch Jade hat er einmal nachts geweckt. Das war allerdings kein Wutausbruch, sondern eine Erziehungsmaßnahme. Er rief so lange nach ihr, bis sie schlaftrunken aus ihrem Zimmer gestolpert kam. Er saß am Tisch, den Jade gedeckt hatte, bevor sie ins Bett gegangen war. Wenn er abends arbeiten musste, war es ihre Aufgabe, ihm das Abendbrot hinzustellen.

„Komm, hol eine Leiter“, rief er und wedelte ungeduldig Richtung Kammer. Es dauerte eine Weile, bis Jade kapierte. Sie tapste, noch immer verschlafen, zur Kammertür und zerrte die hölzerne Klappleiter heraus, die gut einen Meter länger war als sie selbst. Ich stand im dunklen Flur hinter der Küchentür, die einen Spalt breit offen stand, und war froh, dass es nicht mich getroffen hatte. Ich sah, wie Jade sich ein Bein der Holzleiter über ihre nackten Zehen zog und wie sie zusammenzuckte.

„Los, los, stell auf! Hier hin, neben den Tisch!“

„...“

„Steig rauf, dalli dalli“

„...“

„Was siehst du?“

Jade sah komisch aus, wie sie sich da auf der Leiter festklammerte, in ihrem Baumwollschlafanzug mit den verwaschenen hellblauen Teddybären drauf, den vor ihr schon Nora und vor Nora ich getragen hatte. Ihre langen dünnen Haare waren vom Kampf mit dem Schlaf und dem Kopfkissen verfilzt. Sie saß da oben und blinzelte auf den Küchentisch herunter, und Vater saß unten und schaute nicht zu ihr hinauf, sondern auf seinen Teller, auf dem ein mit Butter beschmiertes Schwarzbrot und ein in Viertel zerteiltes Radieschen lagen.

„Was fehlt?“

„Weiß nich“, wimmerte Jade.

Ohne von der Tür aus den ganzen Tisch überblicken zu können, ging ich im Geist durch: Butter war da. Brot auch. Radieschen, Zwiebel in Scheiben, Senf, Käse ...

Was vergaß man am leichtesten?

Salz. Der Salzstreuer war so klein. Deshalb merkte man nicht, wenn er fehlte.

„Salz!“, hätte ich rufen können. Aber Vorsagen gilt nicht. Also ging ich auf Zehenspitzen in mein Bett.

Dabei hat sich Jade früher ziemlich viel Mühe gegeben, mit Vater auszukommen. Schon als sie noch ganz klein war.

Zwei Wochen vor seinem Geburtstag hatte sie zwischen unserem Kindertisch und einem auf die Seite gelegten Liegestuhl Decken gespannt und sich ein „Arbeitszimmer“ gebaut. Natürlich war die Absperrung nicht hoch genug, um sie vor Noras und meinen ätzenden Blicken zu schützen. Deshalb holte sie alle verfügbaren Regenschirme, spannte sie auf und verkeilte sie miteinander zu einer Kuppel, die ihren Decken-Pferch nach oben abschirmte. Dann kroch sie unter der Wolldeckenwand hindurch in ihr Separée. Kurz darauf wand sie sich wieder heraus und begann, mit einem Springseil nach der Lampe zu werfen. Das alles ohne ein Wort der Erklärung und mit einer Mine trotziger Entschlossenheit. Ich beobachtete das Schauspiel mit enormem Argwohn, Nora mit freundlichem Interesse.

Schließlich hatte Jade mit ihrem Springseil-Lasso den Lampenschirm eingefangen und band die Lampe so am Leiterbett fest, dass der Lichtkegel zwischen den Regenschirmen hindurch in ihr Atelier fiel.

In den folgenden Wochen verteidigte sie dieses Territorium gegen uns mit Zähnen und Klauen. Jeden Tag verschwand sie hinter den Decken. Pünktlich zum Geburtstagsfrühstück rückte sie mit einer großen Quelle-Tüte an.

Mit ernster Mine zog sie eine Papierrolle aus der Plastiktüte und überreichte sie unserem Vater, so wie vor tausend Jahren berittene Boten aus fernen Reichen mit einer Pergamentrolle vor den König getreten waren.

Der Vater warf einen Blick auf das Werk.

„Das ist ja sehr schön“, sagte er. Der Satz kam aus seinem Gesicht so, wie ein warmer Griespudding mit Himbeersoße aus einer Gletscherspalte schlüpft: Unwirklich. Unglaublich. Unpassend. Aber schon das, was er mit dem nächsten Atemzug sagte, passte wieder: „Nun mach auch mal etwas Vernünftiges.“

Damit legte er das Bild zur Seite und rührte Zucker in seinen Tee. Dann übergaben Nora und ich gemeinsam ein paar Wollsocken. Kurz vor dem Geburtstag war uns klar geworden, dass Jade uns in den Schatten stellen würde, wenn sie ein Geschenk für ihn hätte und wir keins. Also waren wir zu Mutter gegangen und hatten im Jammerton gefragt, „Was sollen wir dem Papi denn schenken?“ Nachdem wir sämtliche Vorschläge von Mutter zurückgewiesen hatten, hatte sie uns schließlich entnervt ein paar Socken in die Hand gedrückt. Damit waren wir zufrieden abgezogen. Nun gab ich ihm die Socken, und er sagte noch mal „Sehr schön“ und streichelte Nora über den Kopf. Ich spürte ein bitteres Flämmchen Eifersucht auflodern, dann machte ich mich über das Nutella-Glas her.

Jade wollte damals Maler werden. Sie war noch zu klein, um zu kapieren, dass es „Malerin“ hätte heißen müssen. Bis sie endlich in die frauenbewegte Phase kam, glaubte sie schon selbst nicht mehr dran.

Immerhin hatte sie die Stirn zu sagen, sie wolle Design studieren, was Vater mit Spott quittierte. Jade flog vom Gymnasium. Auf der Hauptschule bekam sie Neurodermitis.

Manchmal hatte ich so ein Gefühl, als wäre Vater zufrieden mit mir. Aber das Gefühl war wie eine Fata Morgana.

„Sie ist Diätköchin“, sagte Vater zu einem Kollegen, dem er mich vorstellte, als er uns in der Stadt über den Weg lief.

„Ich bin Ernährungsberaterin“, korrigierte ich. „Ich koche nichts, ich berate nur.“

Vater schüttelte missbilligend den Kopf. Er konnte nicht verstehen, wie man sein Geld damit verdienen konnte, nur über Essen zu reden, anstatt es zuzubereiten.

Ich bin Ernährungsberaterin, so wie der Brandstifter Feuerwehrmann. Ich weiß alles über Kalorien und Joule, Fette, Eiweiße, Kohlenhydrate und über Petitesse wie Spurenelemente und Enzyme.

Mit der Zeit haben wir uns aneinander gewöhnt. Was bleibt einem auch anderes übrig. Wir spielen Bridge, während nebenan in der Küche der Geschirrspüler leise brummt. Vom Bild über dem Esstisch schaut die komplette Familie ungläubig auf die Rest-Familie herunter. Ich für meinen Teil übrigens einäugig. Auf dem Bild trage ich die Augenklappe. Ich hatte mir das rechte Auge angestochen. Ich war mal wieder zu gierig gewesen. Inzwischen weiß ich – und genau das hat mich in den Schoß der Familie zurück gebracht –, dass diese Gier in jedem Mitglied dieser Familie steckt. Außer in Nora. Alle anderen haben die Gier in sich. Jeder versucht unwillkürlich, sie zurückzuhalten, aber aus jedem findet sie ihren Weg auf andere Art. Bei Vater war sie durch die soliden Moralgesetze der Nachkriegszeit abgeschirmt und tobte sozusagen unter Ausschluss der Öffentlichkeit.

Bei Jade bahnte sie sich ihren Weg über ihre hysterischen Ausfälle. In Mutter schlummerte sie scheinbar friedlich bis in den Witwenstand und kam dann klar und stark ans Tageslicht. Nur Nora war anders. Sie war nie verlegen, nie beleidigt, nie schadenfroh und nie eifersüchtig. Ich würde nicht glauben, dass es so etwas gibt, hätte ich es nicht selbst jahrzehntelang ansehen müssen.

Bei mir bricht die Gier am ehesten durch, wenn ich allein bin. Dann packe ich den gesamten Kühlschrank-Inhalt auf den Couchtisch und schalte den Fernseher ein.

So weit ist es an dem Tag des Unfalls nicht gekommen. Ich war erst dabei gewesen, die Einkaufstaschen auszupacken. Noch bevor ich daran dachte, das Vanilleeis ins Frostfach zu legen, fand ich das Glas Königsberger Klopse in cremiger Kapernsoße. Natürlich hatte ich Hunger. Natürlich hatte ich Hunger. Ich erinnere mich, dass die Klopse unanständig groß waren. Einer ragte aus der Soße heraus wie eine Brust. Zart grau-rosa. Oben drauf klebte eine Kaper. Ich fischte den Klops mit Daumen und Zeigefinger heraus. Die Kaper

begann zu rutschen. Erst langsam, wie ein Schecke auf ihrer schleimigen Spur. Dann schneller. Ich drehte den Klops und schnappte zu. Etwas blitzte auf vor meinem rechten Auge, ein Schnitz von Licht. Aber schon als das Blitzen im Kleinhirn ankam, war es vorbei und Schwärze vor meinen Augen.

Ich spürte das Küchenmesser in meiner Faust, und der nächste Blitz war die Erinnerung, dass ich den Klops hatte durchschneiden wollen.

Etwas Warmes ergoss sich über das untere Lid, und ich musste gleich an ein angestochenes Eigelb denken und dann komischerweise an Dalís weiche Uhren. Wie sie so wehrlos, so ausgeliefert über dünnen Ästen hängen.

Dann lief ich zum Telefon und rief einen Notarzt. Zu einem der Nachbarn zu gehen fiel mir nicht ein. Ich wäre auch nicht begeistert, wenn nach Feierabend plötzlich jemand mit einem auslaufenden Auge vor meiner Tür stünde.

Der Chirurg hatte eine saumäßige Laune. Wahrscheinlich hatte man ihn gerade von seinem Rolf-Benz-Liegemöbel aufgescheucht, als er ein Tennismatch verfolgte, auf dem 89-cm-Bildschirm seines High-definition-TVs (Das war damals das Neuste, und ein Augenarzt hatte bestimmt die besten Argumente, sich so was anzuschaffen).

„Sie hätten den Fremdkörper im Auge stecken lassen sollen“, blaffte der Chirurg. Ich überlegte, ob ich mich entschuldigen sollte. In dem Moment beugte sich jemand über mich. Ich sah ihn fern und verschwommen durch mein linkes Auge wie durch ein aufgewühltes Aquarium hindurch. Dieses linke Auge produzierte seit der Sekunde des Stichs einen nicht versiegenden Tränenstrom, und ich fragte mich, was wohl mit den Tränen des rechten Auges passierte. Der Mann, der vor meinem linken Auge herumschwamm, war der Anästhesist.

„Wenn die Linse durchstoßen ist, können Sie Ihr Auge vergessen“, schnarrte der Chirurg. Dann vergaß ich das Auge, den Chirurgen und den Anästhesisten und war weg.

Nach dieser Operation kamen vier weitere, und dann war klar, dass ich das Auge wieder würde benutzen können. Drei Jahre meines Lebens habe ich eine schwarze Augenklappe getragen. In der Zeit ging meine Beziehung mit Klaus den Bach runter. Er hatte viele gesellschaftliche Termine, auf denen er sein Gesicht zeigen musste, und ich hätte meins daneben halten müssen. Aber ich sah aus wie Moshe Dayahn und die Seeräuber-Jenny in Personalunion. Eine Ein-äugige, die es nicht einmal unter Vollblinden zur Königin gebracht hätte. So was konnte sich Klaus nicht leisten.

Fortan beobachtete ich zyklopenhaft aus der Single-Perspektive die sogenannten Liebesbeziehungen meiner Schwestern mit Schadenfreude.

Nora hatte einen Hallodri geheiratet. Er fuhr seinen Sportwagen zu Schrott und kaufte sich von Noras Geld einen neuen. Dann verließ er sie.

Jade war viele Jahre mit einem Malermeister zusammen. Er war ein hübscher Kerl, leider nicht sehr helle. Er liebte es, wenn immer es um berufliche oder Bildungsfragen ging, den Arm um Jade zu legen und gönnerhaft zu verkünden: „Na ja, unser Jadebusen hat ja nur Hauptschulabschluss mit Dreikommasieben. Da kann ich mich mit meiner Dreikommaxvier doch sehen lassen.“ Dann schob er ihr seine Zunge ins Ohr, und wir hielten die Luft an und warteten darauf, dass Jades hysterisches Potential zu Tage träte. Aber Jade machte bloß schmale Lippen und zog kleine Fetzen trockener Haut von ihren Händen ab.

Ein Interview mit Norbert Hummelt

Norbert Hummelt, 1962 in Neuss geboren, wurde für seine Gedichte vielfach ausgezeichnet – unter anderem mit dem Rolf-Dieter-Brinkmann-Preis, dem Mondseer Lyrikpreis und dem New-York-Stipendium des Literaturfonds. Er wirkte als Dozent am Deutschen Literaturinstitut Leipzig und gibt nun die LYRIKEDITION 2000 heraus.

ANDREAS HEIDTMANN: Lieber Norbert Hummelt, die *Lyrikedition 2000* ist, wie der Name verrät, im Jahr 2000 gegründet worden. Es sind sowohl renommierte Autoren wie Elke Erb, Günter Kunert oder Elfriede Jelinek darin vertreten als auch junge Lyriker. Seit 2005 sind Sie Herausgeber der Reihe. Wie sieht das Konzept aus?

NORBERT HUMMELT: Die Lyrikedition wurde 2000 von Heinz Ludwig Arnold, dem Herausgeber von *TEXT+KRITIK*, und dem Verleger Wolfram Goebel gegründet – zunächst mit dem Ziel, vergriffene Gedichtbände des 20. Jahrhunderts wieder lieferbar zu machen. Genau genommen, zu Zeiten Arnolds, Gedichtbände aus der 2. Jahrehälfte. Bald aber wurde die Reihe auch auf Neuerscheinungen ausgeweitet – Lyriker, die einen Namen hatten, aber keinen großen Verlag (mehr), ließen in der Edition neben ihren alten auch neue Gedichte erscheinen. Und dann kamen junge hinzu, die dort ihre Debüts machen konnten, wie etwa Björn Kuhligk. Als ich dann die Reihe übernommen habe, war es diese Mischung aus Altem und Neuem, die mich gereizt hat – Gedichtbücher zu ermöglichen, die es entweder nicht mehr oder noch nie gab und die mir gefallen. Dabei stehen Debüts für mich an erster Stelle. Bei den Wiederauflagen reizen mich aber eher vergessene Dichter aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, die literarisch ohnehin die bei weitem interessantere war. So war es ganz besonders die Möglichkeit, den großartigen katholischen Irrläufer Konrad Weiß wieder auszugraben, die mich mit dazu bewegt hat, die Lyrikedition überhaupt zu übernehmen. Seine Gedichte, aus denen ich in „Eines Morgens Schnee“ eine Auswahl getroffen habe, halte ich für eines der glänzendsten und zugleich rätselhaftesten lyrischen Œuvres im 20. Jahrhundert.

Und es macht mir Spaß, in diesem Herbst neben neuen jungen Stimmen auch einen wichtigen Band von 1914 neu ins Rennen zu schicken – Stefan Georges „Stern des Bundes“.

A. HEIDTMANN: Mich persönlich beeindruckt das Wagnis der Lyrikedition, neue Dichter vorzustellen. Übrigens gibt es Lyriker darunter, die man im *Poetenladen* lesen kann, etwa Nathalie Schmid, Norbert Lange oder René Hamann. Wie wählen Sie neue Autoren für die Reihe aus?

N. HUMMELT: Durch meine Arbeit am Leipziger Literaturinstitut, wo ich drei Semester lang Dozent war, habe ich einige interessante junge Dichter kennengelernt, die weiter zu begleiten mir eine große Freude ist. Dazu gehören neben Norbert Lange und Nathalie Schmid auch Lars Reyer und Swen Friedel – alles interessante junge Leute mit ganz eigenen, sehr weit auseinander liegenden Ansätzen, alles andere als eine Schreibschule. Also die persönliche Begegnung, wie sie in diesem Fall durch das DLL zustande kam, halte ich für besonders wichtig. Andererseits kenne ich natürlich durch das Lesen, das Reisen, das Unterwegssein in Sachen Lyrik seit 20 Jahren eine Menge gestandener Dichter, von denen einige zu unrecht wenig beachtet werden, wie etwa der Kölner Dichter Rolf Persch, der durch seine Lesungen einen gewissen Ruf hat, bisher aber nur in Handpressen erschienen war. Um ehrlich zu sein: Unverlangt Eingesandtes hat es schwer, aber das ist wohl bei den meisten Verlagen so.

A. HEIDTMANN: Wie wichtig sind die Literaturschulen für das lyrische Schreiben? Zuweilen wird der Literaturinstitutspoet gegen den Nichtakademiker ausgespielt. Hier Verdichtung und Sprachexperiment, dort populäre Rap-Lyrics und Songpoetry.

N. HUMMELT: Als ich selbst im Alter war, dass man sich für ein Studium entschied, gab es im Westen Deutschlands noch keine Literaturschulen, und ich habe sie auch nicht vermisst. Nun hat sich die Situation geändert und es liegt in solchen Schulen durchaus die Chance, das Schreiben der wirklich Begabten zu fördern, nicht durch goldene Regeln und eine vorgefertigte Poetik, sondern durch Vermittlung der Tradition, kritische Auseinandersetzung mit ihr und mit den eigenen Versuchen und natürlich durch das persönliche

Engagement der Lehrenden, die Vorbilder sein können, wenn sie ihre eigene Begeisterung für die Sache der Dichtung vermitteln – ohne einen bestimmten Stil aufzudrücken. Literarische Bildung halte ich für unerlässlich, das hat nichts mit Akademismus zu tun, sie muss sich allerdings mit Intuition verbinden können, wo das nicht klappt, hat alles keinen Zweck. Rap, Slam und dergleichen hat mich nie sehr interessiert, das liegt doch eher im Bereich der Unterhaltungskultur. Kann nett sein, aber es geht nicht an die Substanz, und das muss Dichtung immer.

A. HEIDTMANN: Im *Poetenladen* gibt es gegenwartsbezogene Dichtung bis hin zu experimentellen Schreibweisen. Oft bekennen allerdings Leser, die keine Literaten sind, dass sie keinen Zugang zur jungen Lyrik finden. Woran liegt das?

N. HUMMELT: Es gibt nun mal von jeher immer mehr Lyriker als Lyrikleser, woran man ablesen kann, dass nicht jeder, der Gedichte schreibt, selbst welche liest – was meistens schon alles sagt über die Arbeiten, die so entstehen. Ich halte auch nichts von dem Argument, dass man Lyrik hören müsse, um sie zu verstehen – man muss gar nichts und wer den Weg nicht findet, der bleibt eben weg. Ich halte es mit Stefan George: „Des sehers wort ist wenigen gemeinsam ..“ Auf diese wenigen kommt es an, alles andere ist Populismus. George schrieb auch: „Hier schließt das tor – schickt unbereite fort.“ Es geht ja nicht um Quoten, sondern um Qualitäten.

A. HEIDTMANN: Als Initiator des *Poetenladens* stelle ich mir jedenfalls immer wieder die Frage, wie kann man die Lyrik zum Leser bringen. Manchmal scheint die junge Lyrik etwas von einem selbstreferentiellen System zu haben, in dem die Lyriker unter sich kommunizieren. Kann man das allgemeine Interesse an junge Lyrik fördern – etwa durch neue Vermittlungsformen oder durch ein Schreiben, das verstärkt den Leser und nicht nur Dichter, Literaturdozenten und Juroren anspricht?

N. HUMMELT: Natürlich ist der *Poetenladen* eine gute Sache, ich sehe immer sehr gern auf die Seite, mache manche Entdeckung und freue mich über das Engagement. Mit welcher Verve etwa bestimmte Debatten geführt werden, das überrascht mich schon. Trotzdem:

Es ist ganz überwiegend ein selbstreferentielles System und das schon seit einigen hunderten von Jahren, und dagegen habe ich nichts einzuwenden. Aber die Reichweiten für das, was man selber toll findet, jung oder alt, immer wieder neu auszuloten, also zu den Wenigen ein paar Wenige mehr zu gewinnen, vorausgesetzt es sind die Richtigen – Leser wie Schreiber – da bin ich immer dabei, darin können wir uns die Hand reichen.

A. HEIDTMANN: Neben Ihrer Arbeit als Redakteur und Herausgeber sind Sie selbst in erster Linie Lyriker, Essayist und Übersetzer. Im Luchterhand Literaturverlag erschienen die Gedichtbände „Zeichen im Schnee“ (2001) und „Stille Quellen“ (2004). Wie stark beeinflusst die Tätigkeit als Herausgeber und Redakteur die eigene lyrische Produktion – Sie erleben ja unmittelbar alle Strömungen der jungen Poesie, färbt das auf den eigenen Ton ab?

N. HUMMELT: Die – freilich sehr zeitaufreibenden – Nebentätigkeiten als Herausgeber etc. beeinflussen m.E. die eigene Arbeit nicht, wie überhaupt nur selten lebende Dichter zu denen gehören, die ich immer wieder lese und von denen ich fraglos gelernt habe. Thomas Kling war so jemand, leider ist er tot.

A. HEIDTMANN: Sie schreiben im Nachwort zum Lyrikjahrbuch 2006 über die Ambivalenz des Schöpferischen: Zum einen könne es keine Naivität geben, Traditionen seien da, um gekannt zu werden, gleich, ob man mit ihnen breche oder sie fortschreibe. Zum anderen sei aber Lyrik ohne den frischen Einfall und ohne der in Sprache aufscheinenden Begegnung mit einem Gefühl nicht möglich. Wäre neben dem Wissen und der Inspiration auch die Erfahrung zu nennen? Einigen jüngeren Autoren bestätigt die Kritik zwar, dass sie klug und originell schreiben, aber dennoch wenig zu sagen hätten.

N. HUMMELT: Man kann nicht klug sein und nichts zu sagen haben. Und Originalität ist auch nichts Äußerliches, sowenig wie Form etwas Äußerliches ist. Jeder sprachliche Kunstgriff muss gedeckt sein durch den Gedanken, und ein Denken abgezogen von Erfahrung reicht nicht weit, nicht in die Tiefenschichten der Person. Dichtung, die nicht existenziell ist, glänzt auch nicht, an der Oberfläche, an die alles gebracht werden muss – also alle Erfahrung, alles Denken

muss sich überführen lassen in Klang, sonst können wir zu Hause bleiben. Man macht auch durch das Dichten selbst Erfahrungen, Schreiben macht einen meistens klüger als man vorher war – warum sollte man es sonst überhaupt betreiben. Das Schreiben muss aber auch Schritt halten mit der Person, die schreibt, darf ihr nicht zu weit vorausseilen. Es ist besser, aus dem zu schöpfen, was schon war als auf das zu spekulieren, was ich gerade erst erlebe und noch nicht begriffen habe. Aus meiner eigenen Erfahrung des Schreibens kann ich sagen: Erst mit circa 30 wurde das Gedicht für mich ein Medium des Erzählens, konnte ich auf Erfahrungen zurückgreifen, die ich zehn, fünfzehn, zwanzig Jahre vorher gemacht hatte, von da aus ging mein Schreiben erst wirklich los, alles andere war Vorbereitung. Und erst mit Mitte 30 fühlte ich mich reif für den Essay, nachdem ich mir das eilfertige Rezensionens Schreiben abgewöhnt und ein paar Jahre lang zum Schreiben anderer geschwiegen hatte. Vielleicht bin ich irgendwann alt genug für einen Roman, Jürgen Becker ging schon auf die 70 zu, als es bei ihm soweit war.

A. HEIDTMANN: Zuletzt gaben Sie die Gedichte von William Butler Yeats beim Luchterhand Literaturverlag heraus. Ein hoch gelobtes Buch, vor allem da es Ihnen gelingt, Yeats für den heutigen Leser wieder attraktiv zu machen. Was sind Ihre nächsten Projekte?

N. HUMMELT: Im Frühjahr 2007 erscheint bei Luchterhand mein neuer Gedichtband „Totentanz“. Weiter denke ich im Moment nicht, dafür erlebe ich zuviel.

A. HEIDTMANN: Herzlichen Dank für das Gespräch.

Norbert Hummelt:

Zeichen im Schnee. Gedichte. Sammlung Luchterhand, 2001

Stille Quellen. Gedichte. Sammlung Luchterhand, 2004

Totentanz. Gedichte. Sammlung Luchterhand, April 2007

DAS KORSETT DER GENREZUORDNUNG SPRENGEN

Ein Interview mit Ulrike Almut Sandig

*Lyrik soll man nicht nur zu Hause auf dem Sofa lesen, sondern auch in der Stadt. Und nicht nur lesen, auch hören soll man sie. Findet Ulrike Almut Sandig, die viereinhalb Jahre lang gemeinsam mit Marlen Pelny mit dem Projekt *augenpost* das Stadtbild poetisch bereicherte und nun mit dem Bühnenprogramm *ohrenpost* der Lyrik neue auditive Facetten abgewinnt. In diesem Jahr erhielt sie den Lyrikpreis Meran.*

KATHARINA BENDIXEN: Viereinhalb Jahre lang hast Du gemeinsam mit Marlen Pelny das Projekt *augenpost* betrieben. Wie bist Du auf die Idee gekommen?

ULRIKE SANDIG: Es war so, dass Marlen und ich beide unabhängig voneinander ähnliche Ideen hatten. Marlen hat sich geärgert über das Stadtbild, in dem man zugeschüttet wird mit Informationen, die eigentlich nur Produkte oder Veranstaltungen transportieren, und sie hat sich nach einer Art poetischer Veränderung gesehnt. Sie wollte etwas mit Plakaten machen, und ich hatte gleichzeitig die Idee, mich mal mit anderen Vermittlungsformen von Lyrik auseinander zu setzen. Es gibt da dieses lyrikverbrämte Publikum, das zuviel Johannes R. Becher in der Schule behandelt hat und jedes Gedicht wie angelernt sofort interpretiert und herausfinden muss, was der Autor nun damit meint. Die würden niemals in eine Lyrikveranstaltung gehen oder sich einen Gedichtband kaufen. Unsere beiden Ideen haben wir dann zusammengeschmissen. Das war erst so eine halb private Sache, und zwar ein Liebesgedicht für eine bestimmte Person, das wir zweihundert Mal in der Stadt aufgehängt haben.

K. BENDIXEN: Wie haben die Leipziger darauf reagiert?

U. SANDIG: Wir haben sehr viele Reaktionen bekommen, und dann haben wir weiter gemacht. Das war dann so eine Art monatliche Literaturzeitschrift, bei der wir eben einmal im Monat ein bis zwei Gedichte von uns oder auch von jemand anders, dessen Lyrik uns gefiel, in der Stadt verteilt haben. Das ist dann irgendwie zu einem

Selbstläufer geworden: Die Medien haben sich sehr stark dafür interessiert. Uns hat aber gestört, dass es den Leuten eigentlich nur noch um die Aktion ging und nicht um die Texte. Wir haben dann gemerkt, dass wir lieber etwas machen wollen, wo die Texte mehr im Vordergrund stehen. Außerdem ging es dann echt an die Kräfte: Zweihundert Plakate zu verkleben, da braucht man schon drei Tage intensives Rumlaufen. Und wir haben die Plakate vor allem an illegale Stellen geklebt. Da waren wir drei Tage beschäftigt, und dann kam am nächsten Tag die Stadtreinigung, und alles war wieder weg, und dann ging alles wieder von vorne los. Vor allem im Winter, wenn einem beim Kleben die Finger abfrieren, war das schon sehr anstrengend. Deswegen hat Marlen dann nach drei Jahren ein Abschiedsgedicht geschrieben und mit dem haben wir die Aktion wieder eingestellt. Inzwischen habe ich die *augenpost* komplett an Marlen übergeben, und sie plant für den Winter 2006/2007 eine neue Aktion, nichts mehr mit Plakaten, sondern eine andere Sache, die auch etwas mit Literatur im öffentlichen Raum zu tun hat. Das soll aber eine Überraschung werden, und die Leute sind auch schon sehr gespannt darauf.

K. BENDIXEN: Nun machst Du gemeinsam mit Marlen Pelny das Projekt *ohrenpost*. Wie kam es dazu und was macht ihr dabei genau?

U. SANDIG: Grundsätzlich gibt es in der Szene das Konzept *Lesekonzert* immer häufiger. Auch das *kook-Label* verwendet den Begriff jetzt schon. Und als Lesekonzert kann man die *ohrenpost* auch bezeichnen: Es ist kein Konzert, es ist keine Lesung, sondern eine Art dritter Weg. Der Auslöser war auch wieder die Frage, wie man Lyrik besser vermitteln kann. Bei Lyriklesungen haben wir festgestellt, dass es sehr schwierig ist, wenn das Publikum die Texte nicht vorliegen hat, die der Autor gerade liest. Und dann haben wir gedacht, dass es sehr schade ist, dass das Publikum von den Gedichten nicht so viel mitbekommt, die Zeilenbrüche zum Beispiel, und keine Möglichkeit hat, die Gedichte noch einmal still zu lesen, und dann die Schuld bei sich selbst sucht und vielleicht zu solchen Veranstaltungen nicht mehr hingeht. Da muss zu den Gedichten an

sich noch etwas dazukommen, und da bietet es sich natürlich an, mit einer Musikerin zusammenzuarbeiten und akustische Elemente mit hineinzubringen. Marlen und ich haben damit zu dem Zeitpunkt angefangen, als auch die *augenpost* entstanden ist, nur hat sich das Konzept im Lauf der Jahre von einem szenischen zu dem musikalischen Konzept verschoben, das *ohrenpost* heute ausmacht. Die *ohrenpost* ist ein dritter Weg zwischen Lesung und Konzert. Es gibt Gedichte, die sind in dieser vorgetragenen Form keine Gedichte mehr, bei denen merken wir, dass sie mit der Musik ganz anders funktionieren.

K. BENDIXEN: Schreibt ihr die Gedichte dann extra für die *ohrenpost* oder kann man grundsätzlich jedes Gedicht auf diese Art und Weise vertonen?

U. SANDIG: Nein, ich schreibe die Gedichte nicht auf die Vertonung hin. Bei manchen Gedichten bietet sich aber die Vertonung an, bei anderen ist der Rhythmus zu kompliziert, als dass man einfach Musik dazukomponieren könnte. Es gibt ja auch Gedichte, die leben hundertprozentig von einer gewissen Stille, die dabei herüberkommt. Die kann man dann gar nicht vertonen. Oder Gedichte mit Leerstellen, die würde ich jetzt auch nicht für solche Sachen verwenden. Und Gedichte, die auf vielen Ebenen operieren, da kann ich so viel Musik verwenden, wie ich will, die muss man einfach lesen.

K. BENDIXEN: Vor dem Studium am Literaturinstitut hast Du an der Uni Leipzig Religionswissenschaften und Indologie studiert. Hat das Studium Deine Sichtweise auf die Dinge verändert und Dein Schreiben beeinflusst?

U. SANDIG: In der Indologie ging es mir so, dass sie mich für die Lyrik als Gattung sozusagen angefixt hat. In Indien hat die Lyrik eine ganz andere Tradition und einen größeren Stellenwert, es gibt natürlich auch Prosaschreiber, aber die Lyrik ist viel wichtiger als hier. Lyrik ist dort kein Sonderbereich, kein Spezialistenkram. Das ist das eine, und zum anderen ist es der Rhythmus. Die ganzen indischen religiösen oder liturgischen oder auch mathematischen Schriften, das ist ja alles in Versen. Auch Epen sind immer in Versen verfasst, sogar jenseits der Hochkultur hat die Vermittlung lange

über Gesungenes funktioniert. Dort habe ich ein ganz anderes Gefühl für das Metrum gefunden. Vorher habe ich mehr Prosa geschrieben. Das ist bei mir eher andersrum gewesen, ich bin von der Prosa zur Lyrik gekommen. Früher habe ich mit Freunden zusammen oft was gelesen, so wie andere Leute Jam Sessions gemacht haben, haben wir eben zusammengessen und uns vorgelesen. Und so richtig bei der Lyrik gelandet bin ich dann wirklich erst bei der Indologie. Der Knackpunkt war im Hauptstudium, da gab es den Dozenten Niteen Gupte, einen Maler und Literaturwissenschaftler aus Bombay, der als Muttersprachler und nicht als Indologe an die Sache herangegangen ist. Bei ihm habe ich das ganze Hauptstudium über Einzelunterricht gehabt, das war total schön, wir haben die ganze Zeit zusammengessen und Gedichte übersetzt. Und da ist dann der Funke übergesprungen. Und die Religionswissenschaft würde ich einfach als Bildungsgrundstock bezeichnen. Die Religionswissenschaft ist als eigenständige wissenschaftliche Disziplin gerade mal ein Jahrhundert alt und baut auch heute maßgeblich auf anderen Geisteswissenschaften auf, dadurch setzt man sich eben viel mit westlichem Gedankengut an sich auseinander. Vor allem denke ich immer noch, dass man Gesellschaften am besten verstehen lernt, wenn man sich mit ihrer religiösen Tradition beschäftigt. Religion ist unsere poetische Alphametapher.

K. BENDIXEN: Dein Gedichtband heißt *Zunder*, Licht spielt in vielen der darin versammelten Gedichten eine tragende Rolle. Wie kam es zu dem Titel und was hat Licht für eine Bedeutung in Deiner Lyrik?

U. SANDIG: In der Religionswissenschaft spielt Licht eine große Rolle, dort habe ich mich viel mit dem Heiligen beschäftigt, und irgendwann habe ich angefangen, damit poetisch zu hantieren. In der Lyrik ist Licht spätestens seit Celan ja ein wichtiges Bild. Und *Zunder* ist der Anfang, die unbedingte Voraussetzung für die Entstehung von Licht. Die Idee dabei ist, dass ich die Dinge erst poetisch benennen muss, um ihre Gesetzmäßigkeiten zu erkennen. Aber wenn etwas erst brennt, ist es im gleichen Atemzug schon wieder zerstört, das ist der poetische Tauschhandel. In *Zunder* habe ich genau das versucht: den zündenden Moment zu treffen.

K. BENDIXEN: Teile der *ohrenpost* gibt es nun auf der CD *der tag, an dem alma kamillen kaufte*. Wie kann man sich das genau vorstellen?

U. SANDIG: Mit der CD erwarten die Hörer 27 Texte, die jeweils von Marlen oder von mir stammen. Es sind Gedichte mit Gitarrenbegleitung, zum Teil sind es Texte aus meinem Gedichtband oder aus Marlens Band, der im Winter in der Connewitzer Verlagsbuchhandlung erscheinen wird, vieles ist auch unveröffentlicht. Wir haben sie letzten November aufgenommen, die Aufnahme war sehr anstrengend und gekrönt von Nachhausefahrten im vereisten Auto, im Kaffeebohnen tempo und durch ostsächsische Dörfer, in denen es sich gut verfährt. Aber davon handelt die CD nicht, es geht um eine Alma und was sie mit Lauch, fliegenden Gänsen, Gewittern und fallenden Meisen zu tun beabsichtigt, und am Ende handelt das Hörbuch auch viel von Marlen und von mir und von der See, am Ende kommt immer die See, finden wir. Es sind Gedichte mit Marlens Gitarre, selten auch einmal ohne, die Texte sind dabei nicht mehr im Korsett der Genrezuordnung, sondern in erster Linie gehörte Literatur. Damit liegt das Hörbuch nah an dem, was wir auch auf der Bühne machen, das Ziel ist jedes Mal, Gedichte so zu vermitteln, dass dem Hörer etwas im Tausch für den fehlenden Blick auf den Text angeboten wird.

Das Interview für den Poetenladen führte Katharina Bendixen.

Marlen Pelny / Ulrike A. Sandig: *der tag, an dem alma kamillen kaufte* Hörbuch. Connewitzer Verlagsbuchhandlung Peter Hinke: Leipzig 2006

Ulrike A. Sandig: *Zunder* Gedichte. Connewitzer Verlagsbuchhandlung Peter Hinke: Leipzig 2005

Ein Interview mit Gabriele Weingartner

Gabriele Weingartner wurde 1948 in Edenkoben geboren und arbeitet als Autorin und freie Kulturjournalistin. Sie verfasste, neben ihrer journalistischen Arbeit, mehrere Erzählungen und Romane, so zuletzt DIE LEUTE AUS BRODY (Erzählungen 2005) und FRÄULEIN SCHNITZLER (Roman 2006). Sie erhielt unter anderem den Limburg-Literatur-Preis, das Amsterdam-Stipendium und das Aufenthaltsstipendium im Schloss Wiepersdorf.

DOROTHEA GILDE: Frau Weingartner, Sie sind selbst Journalistin und Rezensentin. Wann haben Sie das literarische Schreiben entdeckt?

GABRIELE WEINGARTNER: Lange bevor ich das journalistische Schreiben entdeckte, bzw. es zu meinem Brotberuf erkor. Ich denke, die Schreibanfänge von Schreibenden ähneln sich bis zur Peinlichkeit, jeder, der schreibt, hat schon als Kind geschrieben, jeder, der schreibt, hat dies möglichst lange verborgen, vielleicht, weil er sich schämte und das Schreibenwollen für eine Krankheit hielt.

Ich kann Ihnen also auch nichts anderes antworten. Interessant ist allenfalls die Tatsache, dass ich mich höchst selten lyrisch ausdrückte, das heißt, stets eine große Scheu davor empfand angesichts der Fülle der schon existierenden „perfekten“ Gedichte, die ich kannte. Noch heute würde ich nie ein Gedicht an die Öffentlichkeit lassen, obwohl ich es manchmal ja auch nicht lassen kann zu „dichten“. Meine Lyrik ist einfach nicht gut genug.

Abgesehen davon habe ich schon immer eher den epischen Drang gehabt, und zwar sowohl was das Lesen als auch das Schreiben anbelangt. Der frühen Lektüre der großen Russen, der Romane von Musil und Thomas Mann folgten die eigenen – völlig indiskutablen – Romane auf dem Fuß. Da war ich vierzehn und hatte natürlich auch *Vom Winde verweht* konsumiert und die Fortsetzungsromane von Simmel. Anstatt Schularbeiten zu machen, zog ich mich zurück und schrieb Romane, der längste war 800 Seiten lang.

Ein Echo war mir allerdings damals schon wichtig: zur Schubladenschreiberin wollte ich anscheinend nicht werden. So las ich meine Romane in Fortsetzungen den Ladenmädchen unseres Textilgeschäfts vor. Sie müssen spannend gewesen sein, denn um diese Fortsetzungen wurde ich regelrecht angebettelt.

Die lange Latenzphase, in die ich dann eintrat, hatte gewiss auch etwas mit meinem Perfektionismus zu tun. Das heißt, mein Germanistikstudium gab meinem Schreibdrang erst einmal den Rest, die Literaturwissenschaft verwässerte meine literarische Authentizität, auf einmal konnte ich nur noch das Schreiben über Literatur zulassen. Und so ist es lange geblieben, auch über die Entscheidung hinaus, trotz der beiden mit Erfolg, innerlich aber nur mit Ach und Krach absolvierten Staatsexamina in den Kulturjournalismus zu gehen.

Richtig systematisch und mit Disziplin habe ich erst 1992 wieder begonnen zu schreiben. Und dann auch gleich einen Roman: *Der Schneewittchensarg*. Das ist die Geschichte eines Einzelgängers, der an der FU Berlin, am berühmt-berüchtigten OSI, nichts anderes tut, als mit seiner enormen Fähigkeit zu immanentem Denken die kommunistischen Systeme hinter dem Eisernen Vorhang zu analysieren und darüber sein eigenes Leben vergisst. *Der Schneewittchensarg* ist übrigens nicht Schneewittchens Sarg, sondern ein besonders formschöner Plattenspieler der Nobelmarke *Braun*, der sich zum Symbol, wenn Sie wollen: zum Leitmotiv auswachsen darf.

D. GILDE: Zu Ihren letzten Büchen gehören *Die Leute aus Brody* und *Fräulein Schnitzler*. Ist die Beschäftigung mit der Literatur und Zeit am Anfang des 20. Jahrhunderts schon immer Schwerpunkt Ihrer literarischen Beschäftigung gewesen und warum?

G. WEINGARTNER: Kann man nicht sagen. *Der Schneewittchensarg* spielt im Westberlin der Nachkriegszeit, die Handlung des Romans *Bleiweiß* erstreckt sich auf die Jahre 1930 bis 1990 des letzten Jahrhunderts. Zur Zeit sitze ich an einem Roman-Projekt, dessen Rahmenhandlung in der Gegenwart liegt und von dort aus tentakelartig – wiederum – bis in die Kriegs- und Nachkriegszeit ausgreift.

Tatsache aber ist schon, dass ich die vor-vorige Jahrhundertwende nach wie vor höchst faszinierend finde, mich Gestalten wie Proust, Kafka, Carl Einstein, Robert Walser oder Josef Roth, um nur die zu nennen, denen ich in dem Band *Die Leute aus Brody* Erzählungen widmete, immer wieder „umtreiben“. Nicht nur ihr Werk, auch ihr Leben, womit ich ein Erkenntnisinteresse kundtue, das in meiner Studienzeit eher verpönt war, damals wollte man die Literatur ganz ohne ihre Schöpfer verstehen, grob gesagt, und vielleicht auch ohne die Leidenschaften des individuellen Lesers.

Außerdem fand ich ja auch die Nebenfiguren immer so spannend: die Trabanten also, die um die Planeten kreisten und dabei nicht selten elendiglich zugrunde gingen: Wie Friedl Roth zum Beispiel, oder auch Ida Herz, die Archivarin von Thomas Mann, die seine Joseph-Manuskripte rettete (*Alias Rosenstiel*). Leider fanden nur fünf Erzählungen in dem schönen Wunderhorn-Band Platz, auswählen musste ich aus sechzehn, darunter Geschichten über Ernst Toller (*Gestern, heute, jetzt, in dieser Sekunde*), Marie Hesse (*Aide-Mémoire*), Else Lasker-Schüler (*Sternenrebenperlenüberschäumen*), Wilhelm Reich (*Der Hauslehrer*) oder Ottla, Kafkas Schwester (*Ottlas Entscheidung*). Auch eine Malerin findet sich darunter: Paula Modersohn-Becker (*Der sechste Hochzeitstag*). Einige Erzählungen aus dieser Reihe konnte ich in der leider nicht mehr existierenden *ndl* veröffentlichen, sie sind also nicht gänzlich im Dunkel geblieben.

D. GILDE: Die beiden genannten Bücher erschienen in einem zeitlich engen Rahmen. *Die Leute aus Brody* 2005, *Fräulein Schnitzler* in diesem Frühjahr. Dass Sie eine schnelle Schreiberin sind, kann ich mir nicht vorstellen. Hatten Sie eines der Manuskripte schon länger in der Schublade?

G. WEINGARTNER: Sie haben recht: ich bin keine schnelle Schreiberin, an sich nicht, weil ich unendlich lange feile, bis der Rhythmus meiner Sätze stimmt, für mich ist Schreiben auch eine musikalische Angelegenheit. Aber auch aus dem Umstand heraus, dass ich zum Schreiben stets ein Zeit-Guthaben von einigen Wochen, manchmal auch Monaten anhäufeln muss, damit ich richtig in Schwung kom-

me. Dass das nicht einfach ist, wenn man freischaffend ist, versteht sich von selbst. Preise und Stipendien waren deshalb enorm wichtig für mich, ich kann von Glück sagen, dass mich mein Bundesland (Rheinland-Pfalz) sehr unterstützt hat.

Was den engen Zeitrahmen der beiden zuletzt erschienenen Bücher anbelangt: der erklärt sich aus der Tatsache, dass das Konvolut der sechzehn Erzählungen schon seit Jahren existierte und ich andererseits auch sozusagen an der Reihe war bei der *edition künstlerhaus*, die der Heidelberger Lyriker Michael Buselmeier herausgibt. Und ähnliches passierte mir auch mit *Fräulein Schnitzler*: plötzlich wollten zwei österreichische Verlage den Lili-Roman haben. Ich war sehr froh, dass der Haymon-Verlag dann mit der Publikation nicht lange fackelte.

D. GILDE: Fräulein Schnitzler – warum dieses Thema? In meiner Rezension vermutete ich, dass Sie auf Arthur Schnitzler aufmerksam machen wollten. Im Jahr des Freud-Jubiläums. Aber ich ahne, dass viel mehr dahinter steckt. Erzählen Sie mir bitte mehr darüber.

G. WEINGARTNER: Als ich mit *Fräulein Schnitzler* begann, habe ich mitnichten an Freud und sein Jubiläum gedacht, ehrlich. Der erste Impuls entstand durch Lektüre. Ich las zwei Biografien über Schnitzler (der mich schon immer sehr faszinierte): von Ulrich Weizierl (die ich nach wie vor hinreißend finde) und Giuseppe Farese. Und in beiden war natürlich von Lili Schnitzler und ihrem Freitod die Rede. Zuerst wollte ich Lili auch nur eine Erzählung der oben beschriebenen Art widmen: weil mich ihre Charakterisierung in den beiden Büchern geärgert hatte, sie wurde dort – in dem einen mehr, im anderen weniger – als Erotomanin und kapriziöses Etwas geschildert. Das heißt: Sie wurde „abgetan“.

Unversehens aber entwickelte sich das Ganze zu einem Roman-Projekt, das unheimlich viel Zeit und Energien verschlang, ich glaube, endgültig hat es mich gepackt, als ich zusammen mit meinem Lebensgefährten, der bildender Künstler ist, ihr Grab auf dem jüdischen Friedhof auf dem Lido suchte und lange (zwei, drei Jahre lang) nicht fand.

Mein Lese-Pensum wuchs ins Unendliche, eine ganze Zeitlang versank ich rettungslos in den Tagebüchern Arthur Schnitzlers, auch wurde es immer schwieriger, meine „Lesefrüchte“ selber „abzutun“, ohne sie doch zu verleugnen. Hinzu kam, dass ich zuerst noch Hoffnung hatte, an Lilis Tagebücher heranzukommen, die wie die ihres Vaters im Marbacher Literaturarchiv liegen. Die Schnitzler-Nachfahren verwehrten mir jedoch – völlig überraschend – den Zugang. Inzwischen aber sehe ich, dass genau darin meine Chance bestand: Das Verbot, mich Lili zu nähern, erhöhte meine Freiheit. Inzwischen bin ich überzeugt davon, dass ich die Nähe zu ihr überhaupt nur so herstellen konnte.

Was ansonsten noch hinter dem *Fräulein Schnitzler* steckt, kann und will ich nicht sagen. Meine häufig wahrhaft existent gewesenen Protagonisten sind jedenfalls viel mehr nur als die Möblierung meiner Geschichten oder Romane.

D. GILDE: Dass Sie der Recherche wegen in Venedig waren, wahrscheinlich mehr als einmal, ist anzunehmen und selbstverständlich. Deswegen ist *Fräulein Schnitzler* aber noch lange kein Venedigbuch. Bei einer Lesung wurde Ihr Buch als Frauenroman und Venedigbuch eingestuft. Was sagen Sie dazu?

G. WEINGARTNER: Liebe Frau Gilde, ich finde es sehr sympathisch, dass Sie sich über derlei journalistische Floskeln so echauffieren, sie taten es ja auch in Ihrer Rezension. Die Begriffe „Frauenroman“ und „Venedigroman“ sind in der Tat prekär, ganz einfach, weil es falsche Etikettierungen sind. „Frauenroman“ sogar in doppelter Hinsicht, die eine oder andere Rezension fiel wohl auch deshalb so ungnädig und mäkelig aus, weil mir vordergründige feministische Absichten unterstellt wurden. (Wobei ich Feministin bin, Frauen können eigentlich nur Feministinnen sein, finde ich.) Einen *Venedig-Roman* wollte ich jedenfalls definitiv nicht schreiben, im Gegenteil, es wäre mir viel lieber gewesen, wenn Lili Schnitzler ihre beiden letzten Lebensjahre nicht in Venedig verbracht hätte. Das Sujet ist einfach so abgegriffen, so klischeebelastet und außerdem regelrecht „besetzt“ von den ganz großen Autoren. Von der Trivialliteratur ganz zu

schweigen. Ob Sie es mir glauben oder nicht: Thomas Manns *Tod in Venedig* war bei mir einige Jahre im Giftschränk eingesperrt.

D. GILDE: Das Künstlerhaus in Edenkoben ist Anlaufstelle, aber auch Ort der kreativen Ruhe für manchen Schriftsteller. Spontan fällt mir der verstorbene Thomas Kling ein. Sie haben mehr als einmal über Edenkoben berichtet. Erzählen Sie mir etwas über Edenkoben. Haben Sie eine Anekdote oder ein peinliches Erlebnis, etwas was Sie immer an eine Begegnung im Künstlerhaus erinnern wird?

G. WEINGARTNER: Thomas Kling war meines Wissens niemals Stipendiat in Edenkoben, er hat dort „nur“ seine Frau Ute Langanky, eine bildende Künstlerin, besucht und auch eine seiner mitreißenden Veranstaltungen absolviert. Und bei dieser Gelegenheit habe ich ihn auch kennengelernt und konnte es deshalb wagen, ihn um ein Interview für mein (gemeinsam mit Volker Heinle herausgebrachtes) Schriftsteller-Porträtbuch *Schreibtisch.Leben* zu bitten. Aber es waren tatsächlich Deutschlands bemerkenswerteste Autoren und Autorinnen schon dort gewesen, es ergäbe eine lange Liste, wollte ich sie alle aufzählen, viele übrigens, bevor sie richtig bekannt wurden: Wolfgang Hilbig etwa, Peter Kurzeck, Jan Wagner oder Oskar Pastior.

Peinlichkeiten gab es nie, ich weiß gar nicht, wie Sie darauf kommen. Es war vielmehr so, dass das Künstlerhaus und seine Projekte – „Poesie der Nachbarn“ etwa, „Dichter übersetzen Dichter“ – mir sozusagen das Leben gerettet haben, journalistisch befinde ich mich schließlich in der Provinz und muss oft von Magerkost zehren. Seit nahezu achtzehn Jahren „betreue“ ich jedenfalls die für einige Monate in Edenkoben arbeitenden Schriftsteller, schreibe Porträts über sie, gehe in ihre Lesungen, lese (meistens) ihre Bücher, komme auch in persönlichen Kontakt zu ihnen. Und bin so wunderbarer Weise (halbwegs) auf dem neuesten Stand der literarischen Dinge. Gewiss, manchmal bekomme ich Angst, dass sich mein kritischer Blick eingetrübt hat, weil ich dem Künstlerhaus inzwischen so herzlich verbunden bin. Und spreche mich dann selber immer wieder frei: Kein Autor ist wie der andere. Und jeder einzelne jongliert mit einem anderen Universum.

D. GILDE: Frau Weingartner, haben Sie ein neues literarisches Projekt in Arbeit? Darf ich mehr darüber erfahren?

G. WEINGARTNER: Ich habe ja oben schon darüber gesprochen, es ist ein Roman, der in der Gegenwart spielt und trotzdem immer wieder Erblasten behandelt. Konkret: ein Brief-Roman, ein Brief-Wechsel, ein Email-Wechsel zwischen einer älteren Frau (ja: in meinem Alter!) und einem sehr viel jüngeren Mann. Es geht darum, dass zwischen ihnen eigentlich ein ganzes Jahrhundert an Fremdheit liegt und nicht nur zwanzig Jahre, es geht auch darum, so etwas wie Liebe und Sexualität im fortgeschrittenen Alter literarisch zu thematisieren. Was extrem schwierig ist, wie ich feststelle, viel schwieriger zum Beispiel, als sich in die Psyche der neunzehnjährigen Lili Schnitzler zu versetzen. Zum ersten Mal begeben sich in einem Roman auch in die Gegend, wo ich lebe und wo ich geboren wurde. In die Pfalz also, in eine historisch arg gebeutelte Grenzregion. Seltensamerweise aber geht mir dieser Roman viel schwerer von der Hand oder aus dem Kopf als meine drei ersten, hinter deren Personal ich mich wunderbar verstecken konnte. Noch habe ich das richtige Verhältnis von Nähe und Distanz nicht herausgefunden. Es wird also noch eine Weile dauern, bis ich dieses Projekt beenden kann.

D. GILDE: Eine Frage ist mir wichtig, ihrer Aktualität wegen. Der Bachmannpreis Wettbewerb ist erst einige Tage her. Was halten Sie davon und was ist Ihre Meinung speziell zum diesjährigen Wettlesen und der Gewinnerin?

G. WEINGARTNER: Nehmen Sie mir es nicht übel, dass ich mich darüber nicht wirklich auslassen kann. Es gab Jahre, wo ich mir die in 3sat übertragenen Lesungen sämtlich angetan habe, auch die Beurteilungen und Hahnenkämpfe der Jury. Gewiss gibt es auch eine Existenzberechtigung für den Wettbewerb. Ausgerechnet dieses Jahr jedoch habe ich mir Abstinenz verordnet, kenne also keinen einzigen der verlesenen Texte. Insofern kann ich der Preisträgerin Karin Passig nur zu ihrer Chupze, zu ihrer Kaltblütigkeit und zu ihrem zweifellos existierenden Talent gratulieren. Dass sich die Eigendynamik in literarischen Jurys ohnehin schwer einschätzen lässt,

weiß ich aus eigener Erfahrung. Man geht in eine Sitzung hinein mit einem ganz bestimmten Favoriten im Kopf und verlässt sie mit einem, den man eigentlich gar nicht zulassen wollte. Ich wette, dass es nicht nur mir so geht.

Die Aktivitäten der *Zentralen Intelligenz Agentur* finde ich allerdings genial, auch dass Klagenfurt von ihr ja schon zum zweiten Mal (oder dritten Mal?) aufgemischt wurde. Die Agentur erinnert mich an das wunderbare Experiment von Stefanie Holzer und Walter Klier von der leider ebenfalls nicht mehr existierenden österreichischen Literatur-Zeitschrift *Gegenwart*. Die beiden haben eine junge Schriftstellerin mit einem klingenden italienischen Namen erfunden und unter deren Namen gemeinsam einen Roman geschrieben, der unter Literaturkritikern Furore machte. Das ist aber schon eine Weile her.

D. Gilde: Ich frage mit gewissem Hintersinn. Kathrin Passig ist Sachbuchautorin und überzeugte die Jury mit ihrem ersten literarischen Versuch auf Anhieb. Wie schwer oder leicht ist es, vom sachbezogenen Schreiben, dem auch Sie durch Ihre Reportagen und Berichte verbunden sind, zu literarischen Themen überzuwechseln?

G. Weingartner: Feuilletonistisch zu schreiben, ist der Literatur vielleicht doch noch näher als die Produktion eines Sachbuchs. Das heißt: Die Trennung zwischen Feuilleton und Literatur ist womöglich noch schwieriger zu vollziehen. Ich brauche jedenfalls immer einige Tage, wenn nicht Wochen, bis ich mein feuilletonistisches Filterpapier losgeworden bin und beginnen kann, wahrhaft literarisch (was immer dies sei) zu schreiben. Vielleicht ist es der Verzicht auf jegliche Floskel, der den Unterschied macht. Die kompromisslose Nacktheit, auf die man sich einlassen muss. In journalistischen Hoch-Zeiten wäre ich jedenfalls kaum fähig, zugleich an einem Roman zu schreiben, das ist dann eine Existenzform, auf die ich mich einlassen muss. Journalismus ist eine andere.

D. Gilde: Eine gänzlich unliterarische dafür umso brisantere Frage dieser Tage: Schauen Sie gerne Fußball? Haben Sie mit der Mannschaft beim letztlich verlorenen Halbfinale mitgefiebert? Ich tat es

und war enttäuscht über das Ende der lauten Tage, zugegeben. Die Freude und das vereinte Feiern haben mich aber begeistert, in einem Lande, wo man nur zu oft das Eigenbrötlerium und die Ich-bezogenheit des Wohlstands zu spüren bekommt.

G. WEINGARTNER: Da ist es Ihnen ähnlich ergangen wie mir. Zum Public Viewing hätte man mich allerdings nicht bewegen können. Wer weiß auch, ob mir die „Deutschland-Deutschland“-Rufe in unmittelbarer Nähe nicht furchtbar auf die Nerven gegangen wären. Die Deutschland-Fähnchen und -Fahnen konnte ich dagegen ganz wunderbar ertragen, was mich wundert, weil ich einer Generation angehöre, die mit nationalen Symbolen noch bis vor kurzem die größten Schwierigkeiten hatte. Ich habe auch plötzlich festgestellt, dass es mir persönlich guttat, dass sich die Bundesrepublik so welt-offen und gastfreundlich gebärdete, dass Großbritannien oder die Schweiz nicht mehr ganz so sehr ihren antideutschen Ressentiments anhängen. Es ist schon seltsam.

Das Abspielen der deutschen Hymne bereitete mir allerdings immer wieder aufs Neue Schwierigkeiten, ich kann einfach nicht vergessen, dass Hitler unter diesen Klängen ein Nazi-Europa errichten wollte – auch wenn ich eine Nachgeborene bin.

Während der Spiele habe ich dann die Abseits-Falle erkennen gelernt und was ein „gestrecktes Bein“ ist. Und besonders die afrikanischen Mannschaften haben mich begeistert.

D. GILDE: An dieser Stelle bat ich schon Frau Dahimène, die Antwort auf eine Frage zu setzen, die sie vergeblich erwartet hatte, um etwas Wichtiges loszuwerden. Dass diese letzte Frage mein Markenzeichen ist, kann man nicht behaupten, sie kann es aber gerne werden. Wenn auch Sie, Frau Weingartner, etwas verraten, was Ihnen am Herzen liegt.

G. WEINGARTNER: Vielleicht hätten Sie mich fragen können, ob ich mir vorstellen kann, mein ganzes Leben nur schreibend – literarisch schreibend – zu verbringen. Immer wenn ich mich arbeitsmäßig auf dem Hochplateau eines neuen Romans befinde und ich es grässlich finde, wieder damit aufhören zu müssen, weil ich ja auch Geld ver-

dienen muss, wünsche ich mir dieses nämlich sehnlichst. Und weiß doch dabei, dass ich ohne meine journalistische Arbeit sehr traurig und einsam wäre, zumal sie mir immer wieder den Kontakt zu Kollegen ermöglicht. Vielen Dank jedenfalls für das Interview! Es war schön, zur Abwechslung einmal selbst ausgefragt zu werden.

Das Interview führte Dorothea Gilde, Redakteurin im Poetenladen.

Gabriele Weingartner:

Die Leute aus Brody. Erzählungen. Heidelberg: Das Wunderhorn 2005

Fräulein Schnitzler. Roman. Innsbruck: Haymon Verlag 2006

Ein Interview mit Dieter Lohr, Hörbuchverleger

Dieter Lohr wurde 1965 in Kempten geboren und studierte Philosophie, Politikwissenschaft und Neuere Deutsche Literatur – Letzteres bis hin zur Promotion. Er lebt heute als Autor und Verleger in Regensburg. Im Mai 2004 gründete er den LOhrBär-Verlag mit dem Ziel, anspruchsvolle Hörbücher zu produzieren.

TOM MEILHAMMER: Welche Chancen räumen Sie dem Hörbuch für die Literatur ein?

DIETER LOHR: Nanu, wie meinen Sie das denn? Ob das Hörbuch Chancen hat, sich in der Literatur einen Platz zu schaffen? Dass die Literatur am Ende ist und ob das Hörbuch die Chance hat, sie zu retten? Ob die Zukunft des Hörbuchs in der Literatur liegt? Oder ob es sich eher auf Kochbücher spezialisiert?

T. MEILHAMMER: Alles zusammen natürlich.

D. LOHR: Ach so. Lustige Frage; normalerweise hat die erste Frage, die mir gestellt wird, wenn ich mich als Hörbuchverleger oute, irgendwas mit Geld zu tun. Das habe ich mittlerweile schon so oft gehört, dass ich's fast schon für legitim halte. Ist ja auch irgendwie verständlich: Autofahrer, werdende Mütter, ja selbst Handy-Besitzer – alle sparen. Was ja auch niemanden wundert. Und selbst Spielwaren und Bücher, die einzigen Wirtschaftsbranchen, die jahrzehntelang für alle Zukünfte als absolut krisensicher gegolten haben, stagnieren. Und nun veröffentlichen der *Börsenverein des Deutschen Buchhandels*, die *hoerothek* und weiß-Gott-wer-noch-alles allmonatlich die Umsatzzahlen von Hörbüchern. Die Zuwächse liegen in Bereichen, dass jedem Aufsichtsratsmitglied der *Deutschen Bank* vor Neid ganz schlecht werden möchte. Mit dem Resultat, dass Hinz und Kunz nun in Hörbücher machen (soll ja auch weder kompliziert noch teuer sein) und sich davon in Windeseile eine goldene Nase erhoffen. Und genau so sieht's auf dem Hörbuch-Markt aus.

T. MEILHAMMER: Wie?

D. LOHR: Als ob Hinz und Kunz mitmachen und alle nur ans Geld denken dabei.

T. MEILHAMMER: Das heißt konkret?

D. LOHR: Jedes Amen, das der Papst von sich gibt, wird auch schon als Hörbuch verschertelt, zumindest bei uns in Regensburg, Fußball-Hörbücher gibt's mittlerweile wie Besoffene im Stadion, keine Trivialliteratur ist zu trivial, um vertont zu werden, es gibt akustische Wicksvorlagen und/oder sonstige Lebenshilfe-Ratgeber-CDs – eben alles, was Aussicht auf Bestsellerlisten-Plätze oder zumindest viel Kohle verheißt.

T. MEILHAMMER: Mit Erfolg?

D. LOHR: Ich fürchte, ja.

T. MEILHAMMER: Und da machen Sie mit? Schämen Sie sich.

D. LOHR: Natürlich nicht. Wo denken Sie hin? Wo viel Schatten, da auch irgendwo ein Lichtblick.

T. MEILHAMMER: Sagen die alten Chinesen.

D. LOHR: Genau. Oder anders: Wenn so viel Mist produziert wird, dann fallen die paar Gänseblümchen, die darauf wachsen, eben besonders ins Auge, beziehungsweise ins Ohr in diesem Fall.

T. MEILHAMMER: So?

D. LOHR: Na ja, ich wünsche mir's zumindest.

T. MEILHAMMER: Und was wären dann so typische Lichtblick-Gänseblümchen in Ihren Augen – Pardon – Ohren? Goethe, Schiller?

D. LOHR: Nein, um Gottes Willen; die gerade nicht. Das ist reinste Massenware.

T. MEILHAMMER: Ach?

D. LOHR: Geben Sie doch mal bei *amazon*, *Libri* oder von mir aus auch *thalia.de* die genannten Herren als Suchbegriffe ein. Hunderte von Treffern! Un-Originalität hoch zehn. Keine Ahnung, welchem Hörbuchverleger es Spaß machen sollte, noch mehr Schillers und Goethes zu verhörbuchen. Und trotzdem werden immer fleißig weiter Goethe und Schiller auf CD gepresst.

T. MEILHAMMER: Wie kommt's?

D. LOHR: Wahrscheinlich zielen sie auf die Schüler ab, die lieber hören als lesen; macht weniger Arbeit. Außerdem ist das Copyright abgelaufen, man kann also beim Produzieren so richtig schön spa-

ren. Und ob's qualitativ gut oder schlecht gemacht ist, interessiert die Schüler auch nicht. Sie hören's ja eh nicht freiwillig.

T. MEILHAMMER: Man könnte aber doch auch versuchen, was Neues und Originelles daraus zu machen; vielleicht was Zeitgemäßes.

D. LOHR: Theoretisch sicherlich. Praktisch hab ich noch nichts in der Richtung gehört.

T. MEILHAMMER: Rilke?

D. LOHR: Uh, ich krieg Ohrenschmerzen, wenn ich nur dran denke. Das ist nun wirklich mit Abstand das Schlimmste, was ich die letzten Jahre gehört habe. Da haben sie eine andere Strategie gefahren und an großen Namen in Sachen Sprecher, Musiker und Tonmeister eingekauft, was der Geldbeutel gerade hergegeben hat. Und dabei halbe Analphabeten vors Mikro gezerrt, einfach, weil die gut singen können oder gut aussehen oder ständig in der *Bravo* stehen. Und die haben auch tatsächlich alle ihr Möglichstes getan, sich selbst in Szene zu setzen. Aufgeblasen und bombastisch bis zum Gehnichtmehr. Und dabei dermaßen an Rilke vorbei, dass es wirklich weh tut. Rilke aus dem Mund und zur Musik von Xavier Naidoo klingt tatsächlich wie Text und Musik von Xavier Naidoo. Schrecklich. Ich hätte nicht gedacht, dass man Rilke dermaßen zunichte-interpretieren kann. Mir ist wirklich die Lust vergangen, Rilke zu lesen. Dabei finde ich nach wie vor, Rilke sollte man selbst lesen, am besten im stillen Kämmerchen, vielleicht im Beisein einer guten Flasche Wein ...

T. MEILHAMMER: Und so was ärgert Sie?

D. LOHR: Ja. Nein, eigentlich nicht. Irgendwo freut's mich sogar, dass Leute mit viel Geld und großartigen technischen Möglichkeiten dergestalt jämmerliche Hörbücher machen. Darin liegt – um auf Ihre Chancen-Frage zurückzukommen – die Chance für kleinere Hörbuch-Verlage mit ein bisschen Fantasie und guten Ideen. Was mich tatsächlich ärgert, ist, dass sie bei dem Rilke-Projekt nur an einem Punkt gespart haben – am Autor. Wäre Rilke noch keine 70 Jahre tot, hätten sie den ganzen Zinnober wohl nicht veranstaltet. Dann wäre nämlich das Copyright noch nicht abgelaufen und sie hätten ihm oder seinen Erben was zahlen müssen.

T. MEILHAMMER: Sie haben also ein Herz für Autoren?

D. LOHR: Klar, bin selber einer.

T. MEILHAMMER: Also: Tote Dichter sollte man ruhen lassen und stattdessen die lebenden vertonen; versteh ich's recht?

D. LOHR: Nicht unbedingt. Wie Walter Schmidinger Joseph Roth liest, das ist grandios. Aber durchschnittliche Schauspieler, die ganz konventionell zum x-ten Mal den gleichen abgenudelten Text noch mal runterleiern, vollkommen unoriginell – keine Ahnung, was der Blödsinn soll. Neulich hab ich eine Neuaufnahme des *Sandmanns* von E.T.A. Hoffmann gehört, genau so lieb- und farblos wie die weiß-der-Geier wie vielen Sandmann-Aufnahmen vorher. Und dabei ist's so ein herrlicher Text.

T. MEILHAMMER: Also grandiose Sprecher müssen her. Ja?

D. LOHR: Oder die Autorinnen oder Autoren selbst.

T. MEILHAMMER: Die brauchen dann nicht grandios zu sein?

D. LOHR: Wäre schön. Ist aber nicht unbedingt notwendig. Ich habe eine ewig alte Aufnahme von James Joyce, der je ein Kapitel aus *Ulysses* und *Finnegans Wake* vorliest. Er klingt wie eine Blechdose (oder die Aufnahme klingt wie in einer Blechdose gemacht – ist ja auch schon 'nen Tag älter), aber es ist der Meister selbst. Puh, da wird's einem schon warm ums Herz. Oder Paul Celan: Der trägt die *Todesfuge* vor, als wär's das Telefonbuch. Da läuft's einem eher kalt den Rücken runter – ist wohl Absicht und verfehlt auch nicht seine Wirkung.

T. MEILHAMMER: Also entweder original oder grandios. Harry Rowohlt, Rufus Beck und derlei. Sie leiden nicht zufällig am Genie-Kult?

D. LOHR: Hach, hab ich tatsächlich „grandios“ gesagt? Ein bisschen originell reicht auch schon. Einfach keine Meterware.

T. MEILHAMMER: Wenn wir schon beim *name dropping* sind: Wie sieht's mit Brandauer aus?

D. LOHR: Nun ja. Brandauer ist tendenziell gottähnlich. Und auch, wenn er meines Erachtens bei der Aufnahme der Mozart-Briefe nicht unbedingt seinen besten Tag gehabt hat, halte ich doch so große Stücke auf ihn, dass ich sogar darüber hinweggesehen habe,

dass Mozart ausgerechnet im Mozart-Jahr nicht wirklich eine Originalitäts-Bombe ist.

T. MEILHAMMER: Hat Ihnen also gefallen?

D. LOHR: Brandauer ja. Was mir allerdings jedes Mal einen ziemlichen Stich ins Trommelfell gegeben hat, das war zwischendurch die Ansagerin der Briefe, die die Klangästhetik doch ein wenig getrübt hat. Da hätten sie ein bisschen sensibler vorgehen können. Oder gleich die Gleisansage-Maschine vom Nürnberger Hauptbahnhof verwenden, dann wär's wieder lustig gewesen. Und vielleicht ein bisschen Musik zwischendurch ... Wäre ja gerade bei Mozart nicht das Allerabwegigste gewesen. *Die kleine Nachtmusik* als Handy-Klingelton, oder außergewöhnliche Besetzungen, Bassklarinette und Schlagzeug – macht ein Freund von mir gerade, ziemlich witzige Angelegenheit. Tja, schade um die vertane Chance.

T. MEILHAMMER: Und Sie machen alles anders und besser?

D. LOHR: Ich versuch's zumindest. Oh, endlich Platz für die Eigenwerbung; ich dachte schon, ich käm nicht mehr dazu: Der LOHRBär-Verlag bereitet literarische Texte, wo sie nicht von der Autorin oder dem Autor selbst gelesen werden, durch Hintergrundgeräusche, Musik, Sprecher- und Atmosphärenwechsel et cetera so auf, dass sie nicht einfach ein akustischer Abklatsch des geschriebenen Buchs sind, sondern eine eigenständige Kunstform. Darin sehe ich den Sinn und die Zukunft des Hörbuchs. Alles andere ist witzlos.

T. MEILHAMMER: Da kann ich für die Zukunft nur die Daumen drücken. Nun würde mich aber zum Schluss doch noch die finanzielle Seite der silbernen Scheibe interessieren. Wenn der Hörbuch-Markt so brummt, wie man überall liest – also: Sind Sie sehr reich oder nur reich?

D. LOHR: Weder noch. 20 Prozent der Hörbuch-Verlage teilen 80 Prozent des Umsatzes untereinander auf. Das heißt, dass die restlichen 20 Prozent der Verkäufe auf die restlichen 80 Prozent der Verlage entfallen. Und die Schere öffnet sich noch weiter. Macht aber nix. Mir zumindest nicht. Als Kleinverleger kann man die Nischen besetzen, die die großen Verlage sich nicht leisten können,

weil sie ihren Wasserkopf an Personal, Hype, Vertrieb und Profitgier aufrechterhalten und daher ständig den Bestsellern hinterher hecheln müssen. Kleinverlage können sich ihre Autorinnen und Autoren unabhängig von irgendwelchen Fußball-, Mozart- oder sonstigen Trends oder Marktanalysen aussuchen und ihre Hörbücher mit so viel Zeit und Liebe gestalten, wie sie eben brauchen. Man lebt in einer Nische, und es macht Spaß, dort zu leben.

T. MEILHAMMER: Schönen Dank für das Gespräch.

Das Interview führte Tom Meilhammer für den Poetenladen.

LOhrBär-Verlag, Regensburg: Hörbücher von Ludwig Bemelmans, Elfi Hartenstein, Matthias Kneip, Angela Kreuz, Barbara Krohn, Dieter Lohr, Eugen Oker, Florian Sendtner und anderen.

AUTOREN

ANDREAS ALTMANN, 1963 in Hainichen/Sachsen geboren. Lebt in Berlin. Arbeit als Schriftsetzer, Orchesterwart, Straßenreiniger, Betreuer geistig behinderter Menschen. Sozialpädagogisches Studium. Lyrik, Essays und Kulturkritik. Christine Lavant Lyrikpreis, Erwin-Strittmatter-Preis. Zuletzt: *das langsame ende des schnees*. Gedichte (Rimbaud 2005).

KERSTIN BECKER, geboren 1969 in Frankenberg/Sachsen. Gearbeitet als Friedhofsgärtnerin, Schriftsetzerin, Kellnerin. Seit 2000 freie Autorin. Lebt in Dresden. Schreibt Lyrik sowie Geschichten für Kinder. 1. Preis beim Lyrikwettbewerb des FDA, Thema *Naturgewalten*.

KATHARINA BENDIXEN, geboren 1981 in Leipzig. Studium in Leipzig und an der Universidad de Alicante, Spanien. Autorin und Rezensentin. Endrundenteilnehmerin beim *open mike* 2005, Debütpreis des *Poetenladens*, 1. Preis beim Kurzgeschichtenwettbewerb des *Buchjournals*.

RUTH JOHANNA BENRATH, 1966 geboren in Heidelberg, aufgewachsen in Mainz. Studium der Germanistik, Philosophie, Geschichte; Gründung der *Literaturoffensive*. Promotion. Arbeitsstipendium Künstlerhaus Wipersdorf, Endrundenteilnehmerin beim *open mike*.

LUISE BOEGE, geboren 1985 in Würzburg, studiert seit 2004 am Deutschen Literaturinstitut in Leipzig. Belegte den 1. Platz beim Wettbewerb des Leipziger Hörspielsommers und veröffentlicht in Zeitschriften und Anthologien.

THOMAS BÖHME wurde 1955 in Leipzig geboren. 1974 Abitur, Ausbildung als Bibliotheksfacharbeiter. 1982–1984 Fernstudium am Literaturinstitut Leipzig. Seit 1985 mit Unterbrechungen als Autor tätig. Georg-Maurer-Preis, Ehrengabe der Schiller-Stiftung Weimar. Zahlreiche Publikationen. Zuletzt: *Nachklang des Feuers*. Gedichte (Galrev 2005).

HANS GEORG BULLA, Jahrgang 1949, Autor und Herausgeber, lebt in der Nähe von Hannover. Annette-von-Droste-Hülshoff-Preis, Niedersächsisches Künstlerstipendium, Kurt-Morawietz-Literaturpreis. Zahlreiche Gedichtbände. Zuletzt: *Mit der Hand auf der Schulter*. Gedichte (Eric van der Wal 2006).

DOROTHEA GILDE, geboren 1951 im rumänischen Banat. Studierte romanische vergleichende Sprachen, Schwerpunkt französische Literatur. Lebt seit 1987 in Bayern. Schreibt Prosa, Lyrik und Rezensionen (*Poetenladen*, *Literaturkritik*). Redakteurin im *Poetenladen*.

STEFANIE GOLISCH, geboren 1961 in Detmold. Germanistikstudium und Promotion in Hannover; literaturwissenschaftliche und literarische Veröffentlichungen. Monografien zu Uwe Johnson und Ingeborg Bachmann. Würth-Literaturpreis. Lebt und schreibt seit 1987 in Italien. Zuletzt: *Pyrmont*. Erzählung (Edition Thaleia 2006).

ANDREAS HEIDTMANN, 1961 geboren bei Wesel. Klavierstudium in Köln und Studium der Germanistik und Philosophie in Berlin. Mehrere Preise und Stipendien (Kultursenat Berlin, Stadt Leipzig). Zuletzt: *Storys aus dem Baguette*. Prosa (Athena 2005).

HERBERT HINDRINGER, geboren 1974 in Passau, lebt seit 2006 in Hamburg. Schreibt meistens im Liegen. Lyrik und Prosa. 2. Platz beim Bolero-Shortstory-Preis 2005. *biete bluterguss & suche das weite*. Gedichte (yedermann 2003).

CHRISTINE HOBA, 1961 in Magdeburg geboren, lebt seit 1979 in Halle. Studium der Chemie, Ausbildung zur Buchhändlerin und Bibliotheksassistentin. Mehrere Preise und Stipendien. Arbeitsgebiete: Lyrik, Prosa, Kinderliteratur. Zuletzt: *Die Abwesenheit*. Roman (Mitteldeutscher Verlag 2006).

MARIUS HULPE, geboren 1982 in Soest, lebt in Berlin. Studium der Philosophie, Literatur- und Medienwissenschaft. Schreibt Prosa, Lyrik und Essays. Veröffentlichungen in *Am Erker* und in *Entwürfe*. Studium *Kreatives Schreiben* in Hildesheim.

NORBERT HUMMELT, geboren 1962 in Neuss. Lyriker, Essayist und Übersetzer, lebte lange im Rheinland und seit 2006 in Berlin. Herausgeber der *Lyrikedition 2000*. Rolf-Dieter-Brinkmann-Stipendium, Mondseer Lyrikpreis. Zahlreiche Publikationen. Zuletzt: *Totentanz*. Gedichte (Luchterhand, April 2007). Herausgabe des Bandes: *William Butler Yeats. Die Gedichte* (Luchterhand 2005).

SABINE IMHOF, geboren 1976 in Brig/Schweiz. Schauspiel- und Musicalausbildung an der Stage School of Music, Dance and Drama in Hamburg und am Lee Strasberg Institute in New York. Theater- und Filmarbeit in den USA. Mehrere Literaturpreise. *Sonntags*. Gedichte (yedermann 2004).

ANJA KAMPMANN, geboren 1983 in Hamburg, lebte bis 2003 in Lüneburg, studierte in Hamburg Politik und Sport. Seit Herbst 2004 Studium am Literaturinstitut Leipzig. Schreibt vor allem Lyrik.

MYRIAM KEIL, geboren 1978 in Pirmasens, Diplom-Finanzwirtin, lebt in Hamburg. Schreibt Lyrik, Kurzprosa und Romane. Literaturpreis Prenzlauer Berg 2006. Ihr Prosaband *Angst vor Äpfeln* erscheint 2007 in der Edition Thaleia.

DANIEL KETTELER, geboren 1978 in Warendorf. Arzt und Germanist in Zürich. Mitherausgeber der Literaturzeitschrift *[SIC]*. Zuletzt: *Zwei Inseln, eine Reise* (SuKuTuR, Ende 2006).

MARTINA KIENINGER, geboren 1966 in Stuttgart, lebt in Montevideo/Uruguay. Promovierte Chemikerin. Würth-Literaturpreis. 2002 las sie auf Vorschlag von Iris Radisch beim Bachmann-Wettbewerb aus ihrem Roman *Die Leidenschaft von Nattersheim*, der im Herbst 2005 erschien (Liebeskind).

JEAN KRIER, 1949 geboren in Luxemburg. Studium der Germanistik und Anglistik. Lebt und arbeitet in Luxemburg. Mehrere Einzeltitel, Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften wie *ndl*, *manuskripte*, *Akzente*. Zuletzt: *Gefundenes Fressen*. Gedichte (Rimbaud 2005).

NADJA KÜCHENMEISTER, geboren 1981 in Berlin. Lebt in Berlin und Leipzig, studiert seit 2003 am Literaturinstitut Leipzig. Beiträge in Zeitschriften und Anthologien, so im *Jahrbuch der Lyrik* 2006 und 2007 (S. Fischer).

TANIA KUMMER, geboren 1976, lebt in Zürich. Ausbildung zur Buchhändlerin. Mehrere Jahre Produzentin beim Musiksender VIVA Schweiz, heute Redakteurin beim Schweizer Fernsehen. Stipendiatin des Literarischen Colloquiums Berlin. Zuletzt: *Platzen vor Glück*. Erzählungen (Zytglogge 2006).

NORBERT LANGE, 1978 in Gdingen/Polen geboren. Studium der Philosophie und Kunstgeschichte an der FU Berlin. Seit 2002 Student am Literaturinstitut in Leipzig. Aufenthaltsstipendium Schloss Wiepersdorf. *Rauhfasern*. Gedichte (Lyrikedition 2000, 2005).

ANTON G. LEITNER, geboren 1961 in München, lebt als Autor, Herausgeber und Verleger in Weßling. Studium der Rechtswissenschaften und Philosophie. Kulturpreis des Landkreises Starnberg, Kogge-Förderpreis. Edierte 22 Anthologien (u.a. bei dtv/Hanser und Reclam) und 6 eigene Gedichtbände. Zuletzt: *Im Glas tickt der Sand*. Echtzeitgedichte (edition lichtung 2006).

SWANTJE LICHTENSTEIN, geboren 1970 in Tübingen. Studium der Germanistik, Philosophie & Soziologie. Promotion über neue deutsche Lyrik, Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien, lebt nach Auslandslektorat in New Delhi in Köln. *figurenflecken oder: blinde verschickung*. Lyrik (Rimbaud 2006).

DIETER LOHR, geboren 1965 in Kempten/Allgäu. Studium der Philosophie, Politikwissenschaft und Neueren Deutschen Literatur, Promotion. Lebt als Autor und Verleger in Regensburg. 2004 gründete er den LOhrBär-Verlag für Hörbücher. *Blicke vom Brückenscheitel*. Erzählungen (Der Andere Verlag 2004).

UNDINE MATERNI, geboren 1963 in Sangerhausen, Chemiestudium, Tätigkeiten als Forschungsingenieurin, Altenpflegerin, Kellnerin, Studium am Literaturinstitut Leipzig. MDR-Literaturpreis 2000. Zuletzt: *Die Tage kommen über den Fluss*. Gedichte deutsch/polnisch, Nachdichtungen Marek Sniacinski (Edition Tikkun, Warschau 2005).

NANNINA MATZ, geboren 1983 in Berlin, lebt derzeit in Dresden und studiert am Literaturinstitut Leipzig.

KATRIN MERTEN, geboren 1982 in Jena, lebt in Leipzig, studierte kurzzeitig Journalistik & Politik, arbeitete als Werbetexterin, studiert nun Sozialpädagogik & Betriebswirtschaft. Veröffentlicht seit 2005 in Zeitschriften, spricht Text-Ton-Collagen und liest im *KunstStoffKlub* Leipzig.

FRANK MILAUTZCKI, geboren 1961, Studium der Sozialarbeit, Musiker in verschiedenen Punk- und Rockbands, Schichtarbeiter. Lebt in Klingenberg am Main. Veröffentlichungen u.a. in *Akzente*. Mehrere Gedichtbände. Zuletzt: *Naß einander nicht fremd*. Gedichte (Edition YE 2006).

JÜRGEN NENDZA, geboren 1957 in Essen, lebt in Aachen und Vaals/NL. Studium der Germanistik und Philosophie. Lyrik, Prosa, Hörspiel, Features, Herausgaben. Lyrikpreis Meran, Literaturstipendium der Kunststiftung NRW, Amsterdamstipendium. Zuletzt: *Haut und Serpentine*. Gedichte (Verlag Landpresse 2004).

INES OPPITZ, geboren in Wels/Österreich, Ausbildung zur Pflichtschullehrerin, Studium der Literaturwissenschaft und Philosophie, Studium der Literaturpädagogik in Wien. Autorin von Gedichten und Kurzprosa. Lyrikpreis der Stadt Wels 1985. Publikationen u.a.: *PATCHWORK*. Texte (Resistenz-Verlag 2000).

KERSTIN PREIWUB, geboren 1980 in Lübz/Meckl. Studium der Germanistik, Philosophie, Psychologie in Leipzig und Aix-en-Provence. Schreibt an ihrer Dissertation in der Linguistik. *nachricht von neuen stern*. Gedichte (Connewitzer Verlagsbuchhandlung 2006).

MARCUS ROLOFF, geboren 1973 in Neubrandenburg. Übersiedlung im Juni 1989 nach Bremen. Studium an der Humboldt-Universität Berlin (Neuere Deutsche Literatur, Philosophie, Kulturwissenschaft). Zurzeit in Frankfurt/M. als Antiquar und Lektor tätig. Zuletzt: *Gedächtnisformate*. Gedichte (Gutleut Verlag 2006).

DIRK ROSE, geboren 1976 in Apfelstädt/Thüringen. Lebt in München. Studium der Germanistik, Geschichte, Philosophie und Romanistik in Jena, Paris und Berlin. Arbeit für den Rundfunk. Seit 2004 Promotionsstudent an der LMU München. Dissertation über *galante Literatur*. Im Herbst 2006 erscheint *Nach der Postmoderne* in der Edition Muschelkalk.

REBECCA MARIA SALENTIN, geboren 1979 in Eschweiler. Auslandsaufenthalte in Nigeria, Kanada, Israel und Neuseeland. Autorin und Rezensentin. Endrundenteilnehmerin beim 13. *open mike*. Lebt mit ihren Söhnen in Leipzig. Ihr Debütroman *Hintergrundwissen eines Klavierstimmers* erscheint im Frühjahr 2007 bei Schöffling & Co.

ULRIKE A. SANDIG, geboren 1979, verbrachte drei Jahre damit, Gedichtplakate (*augenpost*) in die Straßen von Leipzig und anderen Städten zu kleben, mit einem Programm über die Bühnen zu ziehen und in Anthologien und Zeitschriften zu veröffentlichen. Studium am DLL. *Zunder*. Gedichte (Connewitzer Verlagsbuchhandlung 2005). Lyrikpreis Meran 2006.

NATHALIE SCHMID, geboren 1974 in Aarau/Schweiz. Nach dem Abitur Reise durch Nord- und Zentralamerika, Bergbauernschule, Studium am Literaturinstitut in Leipzig, Hauptfach Lyrik. Arbeit als freie Autorin. *Die Kindheit ist eine Libelle*. Gedichte (Lyrikedition 2000, 2005).

BETTINA SCHMITZ, geboren 1962, lebt als Autorin und Philosophin in Würzburg, Promotion, Dozentin mit den Schwerpunkten Sprachphilosophie, feministische Theorie, Psychoanalyse. Teilnahme am Rheinsberger Autorinnenforum, Vorstandsfrau der Internationalen Assoziation von Philosophinnen. *Das zerstückelte Leben* (mit M. I. Peña Aguado, ein-FACH-verlag 2004).

MICHAELA SCHRÖDER, Geburtsort Bremen, Ausbildung als Erzieherhelferin, Gründung einer Marionettenbühne, Studium der Germanistik, Theaterwissenschaft und Psychologie in Berlin. Stipendiatin der *Werkstatt für junge Autoren 2003*, 2. Preis beim Würth-Literaturwettbewerb 2006.

TOM SCHULZ, 1970 in der Oberlausitz geboren, aufgewachsen in Ost-Berlin, lebt in Berlin. Von 1991 bis 2001 verschiedene Jobs in der Baubranche. Seit 2002 freier Autor. Mehrere Gedichtbände. Zuletzt: *Vergeuden, den Tag*. Gedichte (kookbooks 2006).

ANDREAS STICHMANN, geboren 1983 in Bonn, Besuch der Gesamtschule Bonn-Beuel. Seit Oktober 2005 Student am Deutschen Literaturinstitut Leipzig. Debütpreis des *Poetenladens* 2006.

VOLLY TANNER, 1970 auf diese Welt geschickt (Halle), um den kulturellen SuperGAU mitvorzubereiten, Kindergarten, Schule, Lehre mit Abitur. Veröffentlichungen in Fanzines und Anthologien. Eventgestalter für Veranstaltungen zur Unterstützung kultureller Oasen. *Bastardparadies*. Prosa (BuchBar Verlag 2005).

KATRIN VETTERS, geboren 1964 in Bonn. Schreibt Prosa und arbeitet seit 1997 beim Südwestrundfunk in Mainz, zuerst als Radio-, später als Fernsehjournalistin. Studium der Japanologie, Soziologie, Publizistik in Marburg, Trier, Berlin. Auslandsaufenthalte in Irland und Japan.

ACHIM WAGNER, 1967 in Coburg geboren, lebt in Köln. Lyrik, Dramatik und Prosa. Mehrere Einzeltitel. *anna beats. gesänge* (edition roadhouse 2004). Im Herbst 2006 ist der Band *vor einer ankunft* bei *yedermann* erschienen. Stipendium Villa Waldberta, Arbeitsstipendium des Landes NRW 2006.

RICHARD WALL, geboren 1953 in Engerwitzdorf/Oberösterreich. Diverse Studien, so an der Hochschule für künstler. & industr. Gestaltung in Linz. Grafische & fotografische Arbeiten, Ausstellungen seit 1981. Romstipendium sowie Projektstipendium des Bundeskanzleramtes. Zahlreiche Einzeltitel. Zuletzt: *Am Rande*. Gedichte 1996–2005 (Rimbaud 2006).

GABRIELE WEINGARTNER, 1948 in Edenkoben/Pfalz geboren, Autorin und freie Kulturjournalistin. Studium der Germanistik und Geschichte. Mehrere Erzählungen und Romane. Zuletzt: *Die Leute aus Brody* (Das Wunderhorn 2005) und *Fräulein Schnitzler* (Haymon Verlag 2006). Limburg-Literatur-Preis, Amsterdam-Stipendium, Aufenthaltsstipendium Schloss Wiepersdorf.

CHRISTOPH WENZEL, 1979 in Hamm/Westf. geboren, lebt in Aachen, Studium der Literatur- und Sprachwissenschaft, zurzeit Arbeit an einer literaturwissenschaftlichen Dissertation. Mitherausgeber der Literaturzeitschrift *[SIC]*. 2005 erschien der Gedichtband *zeit aus der karte* im Rimbaud Verlag.

RON WINKLER, geboren 1973, studierte Germanistik und Mittelalterliche bis Neueste Geschichte, lebt als Lyriker und Übersetzer aus dem Englischen in Berlin. Herausgeber der Literaturzeitschrift *intendenzen* und der Internet-Gedichtanthologie *Lyrik.Log*. Leonce-und-Lena-Preis 2005 . Mehrere Einzeltitel. *vereinzelt Passanten*. Gedichte (kookbooks 2004).

QUELLEN

Die Beiträge in diesem Magazin sind überwiegend Erstveröffentlichungen. Einige Texte stammen aus geplanten oder jüngst erschienenen Büchern, auf die nachfolgend verwiesen wird:

- Andreas Altmann: *das langsame ende des schnees*. Rimbaud Verlag 2005
Hans Georg Bulla: *Mit der Hand auf der Schulter*. Eric van der Wal 2006
Myriam Keil: *Angst vor Äpfeln*. Edition Thaleia 2007
Frank Milautzcki: *Naß einander nicht fremd*. Edition YE 2006
Anton G. Leitner: *Im Glas tickt der Sand*. edition lichtung 2006
Jürgen Nendza: *Haut und Serpentine*. Landpresse 2004
Kerstin Preiwuß: *nachricht von neuen stern*en. Connewitzer VBH 2006
Dirk Rose: *Nach der Postmoderne*. Edition Muschelkalk 2006
Rebecca Salentin: *Hintergrundwissen eines Klavierstimmers*. Schöffling 2007
Nathalie Schmid: *Die Kindheit ist eine Libelle*. Lyrikedition 2000, 2005
Tom Schulz: *Vergeuden, den Tag*. kookbooks 2006
Richard Wall: *Am Rande. Gedichte 1996–2005*. Rimbaud Verlag 2006
Christoph Wenzel: *zeit aus der karte*. Rimbaud Verlag 2005